

ÜBER DIE SCHWELLE

ÜBER DIE SCHWELLE

Herausgeber

HERBERT LACHMAYER

PETER PLICA

IMPRESSUM

Text- und Bildredaktion sowie Lektorat:
Redaktion Tagbau (Dr. Käthe Springer,
Dr. Gabriele Pfeiffer, Sylvia Burian)
Buch- und Umschlaggestaltung (unter Verwendung eines Fotos von
Manfred RaHS): Loys Egg, Wien

Die Abbildungen auf den Seiten 21, 103 und 175 zeigen die Schwelle
„K 1“, auf den Seiten 53, 151 und 229 die Rahmenschwelle „RS 95“;
die Fotos stammen von Manfred RaHS.

Repros: studio_02, Wien
Druck: Berger, A-3580 Horn

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek. Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-205-77090-0

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2003 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H. und Co. KG,
Wien · Köln · Weimar
<http://www.boehlau.at>
<http://www.boehlau.de>

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefreiem Papier.

INHALT	9	KULTUR UND WIRTSCHAFT – EINE STARKE ALLIANZ JOSEF PÜHRINGER <i>Landeshauptmann und Kulturreferent des Landes Oberösterreich</i>
	10	ANTRIEB ZUM ERFOLG ANGELA ORTHNER <i>Erste Präsidentin des Oberösterreichischen Landtages</i>
	11	TECHNOLOGIE AUS OBERÖSTERREICH JOSEF FILL <i>Wirtschaftslandesrat des Landes Oberösterreich</i>
	12	ERFOLGSPRODUKT SCHWELLE FRANZ DOBUSCH <i>Bürgermeister der Landeshauptstadt Linz</i>
	13	DIE BAHN – EIN ZUKUNFTSTRÄCHTIGER WIRTSCHAFTSFAKTOR CHRISTOPH LEITL <i>Präsident der Wirtschaftskammer Österreich</i>
	14	BAHNBRECHEND HELMUT HAINITZ <i>Generaldirektor-Stellvertreter der ÖBB i.R.</i>
	15	INTERESSELOSES WOHLGEFALLEN? ZUM VERHÄLTNISS VON KUNST UND UNTERNEHMENSKULTUR WOLFGANG STIFTER <i>Maler und Grafiker, Professor und vormals Rektor an der Universität für Gestaltung Linz</i>
	17	EINLEITUNG DER HERAUSGEBER HERBERT LACHMAYER · PETER PLICA
SCHWELLE – ERKUNDUNG EINES BEGRIFFS	23	SCHWELLEN IN MYTHEN UND RITUELLEN PRAKTIKEN THOMAS MACHO
	38	RUDERBÄNKE, PLATTFISCHE UND FAULPELZE: EIN STREIFZUG DURCH GESCHICHTE UND BEDEUTUNG DES WORTES <i>SCHWELLE</i> SERGIUS KODERA
	41	HEMMSCHWELLEN UND ERMÖGLICHUNGSSCHWELLEN ZUR OPERATION DER VERSCHIEBUNG IN ZWANGSNEUROSE UND PERVERSION ROBERT PFALLER
GESCHICHTE DES SCHIENENVERKEHRS	55	WAGEN UND SPUREN – ZUR GESCHICHTE DER GELEISESTRASSEN MANFRED KANDLER
	69	DAS SCHIENENZEITALTER ZUR ENTWICKLUNG DES OBERBAUS AM BEISPIEL DER ÖSTERREICHISCHEN EISENBAHNEN CHRISTIAN HAGER
	81	DIE „ANIMALISCHE“ TRAKTION PFERDEEISENBAHN BUDWEIS–LINZ–GMUNDEN ELISABETH LOISCH

	89	DIE ENTWICKLUNG DER EISENBAHN IN DER DONAUMONARCHIE ELISABETH LOISCH
	98	EISENBAHN IM WIENER BIEDERMEIER KÄTHE SPRINGER
	99	AUF SCHMALEN SPUREN SCHMALSPURBAHNEN IN ÖSTERREICH ELISABETH LOISCH
TECHNIK	105	VOM STEINQUADER ZUR SPANNBETONSCHWELLE EIN STREIFZUG DURCH DIE GESCHICHTE DER SCHWELLENTÉCHNIK PETER PLICA
	116	DAS STEINERNE BETT EIN EXKURS ÜBER DEN EISENBAHNSCHOTTER JOHANN FISCHER
	120	NEUE WEGE – NEUE SCHWELLEN ZUR ENTWICKLUNG VON SPANNBETONSCHWELLEN FÜR SCHNELLERE UND SCHWERERE ZÜGE PETER PLICA
	128	DER EINSATZ VON BETONSCHWELLEN IM NETZ DER ÖBB EIN BEITRAG ZUR AKTUELLEN SITUATION RUDOLF SCHILDER
	138	VERLEGETÉCHNIKEN FÜR BETONSCHWELLEN KLAUS RIESSBERGER
	143	IN BEWEGUNG: EIN EXKURS ZUR SPURFÜHRUNGSTECHNIK GEDANKEN ÜBER DIE FÜHRUNG DES FAHRENDEN ZUGES IM GLEIS MICHAEL PETZ
	148	DER KLIMA-WIND-KANAL EUROPAS SCHIENENFAHRZEUGE AUF DEM PRÜFSTAND IN WIEN ELISABETH LOISCH
WIRTSCHAFT	153	DIE ÖSTERREICHISCHE VERKEHRSWIRTSCHAFT RAINALD LÖSCHER
	165	ÖSTERREICHS BEITRAG ZUM MODERNEN EISENBAHNOBERBAU KLAUS RIESSBERGER
	169	ZUR SCHIENENPRODUKTION IN ÖSTERREICH ELISABETH LOISCH
	172	ÖSTERREICHISCHE EISENBAHN-OBERBAUFIRMEN FRANZ KUHN · GABRIELE PFEIFFER · SYLVIA BURIAN

PRODUKTION	177	VOM STEIN ZUM BETON ZUR GESCHICHTE DES LINZER SCHWELLENWERKS SSL ELISABETH LOISCH · KÄTHE SPRINGER
	192	DIE EINFÜHRUNG DER SPANNBETONSCHELLE IN ÖSTERREICH EIN ZEITZEUGE ERINNERT SICH HORST WUTZLER
	196	DIE ANFÄNGE DES SSL: ERINNERUNGEN UND ANEKDOTEN BETRIEBSLEBEN UND UNTERNEHMENSKULTUR IN DEN 1950ER JAHREN KÄTHE SPRINGER · STEFAN TICHY
	200	DIE SCHWELLENPRODUKTION DES SSL IM WANDEL DER TECHNISCHEN ENTWICKLUNG KURT REICHART
	207	SCHWELLEN H. E. WEIDINGER
	208	DIE HERSTELLUNG DER SCHWELLE „KI“ KURT REICHART · KÄTHE SPRINGER FOTOS MANFRED RAHS
KULTUR	231	WOHLVERSTANDENES MÄZENATENTUM ALS ZUKUNFTSPERSPEKTIVE FÜR DIE UNIVERSITÄT HERBERT LACHMAYER
	240	„O CULTUR! O EISENBAHN!“ GÜNTER DINHOBL · MARGARETH LANZINGER
	256	WAS NAHE LIEGT. ANSÄTZE ZU EINER PASSAGE ÜBER BAHNSCHWELLEN IM KINO CLAUS PHILIPP
	263	SICHTBARE UND UNSICHTBARE EISENBAHNSCHWELLEN UND DIE KLEINEN BLUMEN DAZWISCHEN DIE BAHNSCHWELLE IN DER LITERATUR GABRIELE PETRICEK
	273	AN DER SCHWELLE ZU KRIEG UND FRIEDEN OPER IM ZEICHEN DES JANUS HANS GEORG NICKLAUS
ANHANG	295	EINE OPER FÜR BÜROPA. VORSPIEL IM BÜRO LIBRETTO DER GLEICHNAMIGEN OPER
	322	VERWENDETE LITERATUR
	330	BILDNACHWEIS
	331	AUTORINNEN UND AUTOREN

KULTUR UND WIRTSCHAFT – EINE STARKE ALLIANZ

Die Zusammenarbeit der heutigen Kunstuniversität Linz mit nationalen und internationalen Wirtschaftspartnern hat eine lange Tradition. Sie ermöglichte der früheren Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung, gemeinsam mit dem „Forum Metall“ und dem „Forum Design“, die Realisierung von Kunstprojekten mit europäischem Rang. Auch die anschließenden Großveranstaltungen *Netz Europa* und *work & culture* wären ohne Unterstützung der Wirtschaft nicht möglich gewesen. Umgekehrt erhielt auch die Wirtschaft wesentliche Impulse durch die Kunstuniversität – viele Absolventinnen und Absolventen sind in Wirtschaftsbereichen tätig. Das Arbeitsfeld beschränkt sich hierbei nicht nur auf komplexe gestalterische Tätigkeiten wie Grafik und Design, sondern umfaßt sämtliche Bereiche visueller Kommunikation und kreativer Lösungskompetenz.

Als Kulturreferent des Landes Oberösterreich freue ich mich, daß zwischen der Meisterklasse für Experimentelle Gestaltung und dem *Stablbetonschwellenwerk Linz (SSL)* eine besonders engagierte Zusammenarbeit entstanden ist, die im skizzierten Sinne vielfältige Projekte ermöglichte und wechselseitig Impulse lieferte. Dabei mag es als eine besondere Qualität der Zusammenarbeit gelten, daß das SSL sich bei seinem Sponsoring vor allem auf innovative Konzepte konzentriert und somit in spezieller Weise Kunst und Kultur als Experimentierfeld fördert.

Ein nachhaltiges Beispiel dafür ist das vorliegende Buch; seine Herausgeberschaft teilen sich o. Univ. Prof. Dr. Herbert Lachmayer, Professor am Universitätsinstitut „Bildende Kunst und Kulturwissenschaften“ sowie Gründer und Leiter des *Art & Tek Institute Linz* der Kunstuniversität, und Dr. Peter Plica, Geschäftsführer des SSL – klarer Ausdruck der „Schwellenfunktion“ eines solchen Projekts am Schnittpunkt von Kultur und Industrie.

Für das Land Oberösterreich bedeuten diese Kooperationen den Gewinn kompetenter und erfolgreicher Partner aus Kunst und Wirtschaft – möge, zum Besten des Landes, eine solche Zusammenarbeit auch für andere Kulturprojekte vorbildhaft sein!

DR. JOSEF PÜHRINGER

Landeshauptmann und Kulturreferent des Landes Oberösterreich

ANTRIEB ZUM ERFOLG

Innovation ist ein Schlagwort unserer Zeit – aber: Erneuerung geschieht nicht von selbst, sie braucht einen Antrieb. Ein innovatives Land wie Oberösterreich braucht viele Antriebe, um als Region stark und zukunftsfähig zu sein. Die Kunst ist solch ein aktiver Motor, der uns vorwärts treibt. Verankert im Land, geht sie der Entwicklung voraus, stets auf der Suche nach Neuem. Kunst hat die Funktion eines Seismographen – sie zeigt an, wohin sich eine Gesellschaft entwickelt oder entwickeln könnte. Prämisse dafür ist die Freiheit der Kunst, mit heutigen Worten: die Erhaltung und Förderung der kulturellen Vielfalt. All dem hat sich Oberösterreich seit vielen Jahren verschrieben.

Ein Land, das erfolgreich ist und auch in Zukunft erfolgreich sein will, muß wirtschaftlich und kulturell in Bewegung sein – und die Kunst ist dabei, wie gesagt, ein wichtiger Anreger.

Dr. Herbert Lachmayer, ordentlicher Professor an der Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung Linz, hat mit „seiner“ *Meisterklasse für Experimentelle Gestaltung* (heute: Institut für Bildende Kunst und Kulturwissenschaften) und „seinem“ *Art & Tek Institute Linz* auf einen modernen Weg, auf eine Vernetzung von künstlerischen, industriellen und gesellschaftspolitischen Bereichen gesetzt – zum wechselseitigen Nutzen aller.

Die Zusammenarbeit zwischen der ehemaligen Meisterklasse und dem *Stahlbetonschwellenwerk Linz (SSL)* hat als Beispiel positiver Verknüpfung von Wirtschaft und Kunst Modellcharakter. Dies dokumentiert auch der vorliegende Band, den Professor Lachmayer zusammen mit Dr. Peter Plica, Geschäftsführer des SSL, herausgegeben hat: Es ist eine in Buchform gefaßte Erfolgsgeschichte. Möge sie viele interessierte Leserinnen und Leser gewinnen, dies ist der eine Wunsch. Der zweite: Möge das Buch als überzeugendes Produkt fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen der Kunstuniversität und heimischen Unternehmen zahlreich Nachfolge finden.

ANGELA ORTHNER

Erste Präsidentin des Oberösterreichischen Landtages

TECHNOLOGIE AUS OBERÖSTERREICH

Wir leben im Zeitalter der Hochgeschwindigkeit: Wir schicken Mails, Telefonate und SMS-Nachrichten mit atemraubender Geschwindigkeit rund um den Erdball, wir bauen Flugzeuge, die mit Überschallgeschwindigkeit fliegen, produzieren immer schnellere, leistungsfähigere Autos. Auch die Bahn hat diese Herausforderung angenommen: Herkömmliche Intercitys wirken neben einem ICE alt – Zuggeschwindigkeiten von über 200 Kilometern pro Stunde sind für unsere Zeit adäquat.

Aber Hand aufs Herz, wer von uns denkt schon daran, daß allein auf der Bahnstrecke von Linz nach Wien 500 000 Spannbetonschwellen für unseren Fahrkomfort zuständig sind? Daß Hochgeschwindigkeits- und Hochleistungsbahnen auch Schwellen mit höherer Spannkraft und modernster Technologie erfordern?

Wir können stolz sein, daß der Hauptlieferant von Schwellen für den Ausbau der österreichischen Eisenbahnverbindungen aus unserem Bundesland kommt: nämlich das *Stablbetonschwellenwerk Linz (SSL)*, ein Traditionsbetrieb, der jährlich rund 200 000 qualitativ hochwertige Schwellen liefert. Durch moderne Fertigungstechnologie ist das Werk auch produktionstechnisch gerüstet, wenn mit Blick auf die EU-Erweiterung der Ausbau der transeuropäischen Schienennetze, insbesondere der für Oberösterreich wichtigen Nord-Süd-Verbindung, vorangetrieben wird.

Meine Gratulation gilt dem Unternehmen, sie gilt auch den Herausgebern dieses prächtigen Bandes, o. Univ. Prof. Dr. Herbert Lachmayer und Dr. Peter Plica, sowie den Autorinnen und Autoren, die mit unterschiedlichen Betrachtungen „Über die Schwelle“ eindrucksvoll unseren Platz in einem vernetzten europäischen Wirtschafts- und Kulturraum dokumentieren.

JOSEF FILL

Wirtschaftslandesrat des Landes Oberösterreich

ERFOLGSPRODUKT SCHWELLE

Alle 60 Zentimeter wird eine 300 Kilogramm schwere Schwelle verlegt – rund 1700 Stück pro Kilometer, und alle diese Schwellen bilden für die nächsten 50 Jahre den tragfähigen Unterbau des österreichischen Schienennetzes.

Rund 200 000 Stück Schwellen jährlich – genug für 150 Kilometer Gleis – produziert das *Stablbetonschwellenwerk Linz (SSL)* nach strengsten Qualitätsmaßstäben. Doch nicht nur die Qualität des Produkts zeichnet den Linzer Betrieb aus; das Unternehmen hat mehrmals die Schwelle zwischen Wirtschaft und Kultur überschritten und vor allem Aktivitäten und Projekte der Linzer Kunstuniversität unterstützt, ja, auch eine Oper in Auftrag gegeben, die 1998 im Rahmen des Europäischen Kulturmonats der Stadt Linz uraufgeführt wurde: „Eine Oper für Büropa“ – ein über Industrie und Universität hinausgehendes Statement im Linzer Kulturverständnis. Diese Formen der Schwellenüberschreitung zeigen, daß die Herstellung von Spannbetonschwellen durchaus ein kulturelles Umfeld schaffen kann.

Der Begriff *Schwelle* regt aktive Auseinandersetzungen an – immer wieder begegnen wir ihm: in Literatur, Musik und Kunst, in Philosophie und Politik, in Redewendungen und Bräuchen. Über die Schwelle treten heißt, Grenzen zu überschreiten, frei nach Peter Handkes „Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt“, es bedeutet aber auch, von Grenze zu Grenze zu schreiten, frei nach Paul Celans „Von Schwelle zu Schwelle“.

Immer wieder stehen wir also an oder auf der Schwelle – Neues liegt vor uns, und die Schwelle zieht eine imaginäre Grenze zur Veränderung. In der Arbeitswelt stehen wir immer wieder vor neuen Herausforderungen. Gleichermassen müssen Spannbetonschwellen immer wieder neue, höhere Ansprüche erfüllen. Sie können aber auch ästhetische Objekte sein, wie die Ausstellung „Schwelle“ auf dem Linzer Werksgelände der ÖBB im Juni 1994 bewiesen hat. Und sie können die Zukunft sichern und dadurch die soziale, umweltbewußte und wirtschaftliche Verantwortung unserer Gesellschaft mittragen.

Die Schwelle bietet eine der Grundlagen für die ökologisierte Logistik-Zukunft – und dies ist zugleich die tragfähige Basis der weiteren erfolgversprechenden Entwicklung des SSL.

DR. FRANZ DOBUSCH

Bürgermeister der Landeshauptstadt Linz

DIE BAHN – EIN ZUKUNFTSTRÄCHTIGER WIRTSCHAFTSFAKTOR

Die Eisenbahn ist in Österreich – trotz aller positiver Ansätze in jüngster Zeit – gegenüber den anderen Verkehrsträgern ins Hintertreffen geraten. Es ist dies allerdings ein europaweites Phänomen. Während Straßenverkehr und Luftfahrt als Folge einer aktiven europäischen Verkehrspolitik schon weitgehend liberalisiert sind, besteht auf dem Eisenbahnsektor nach wie vor Handlungsbedarf, um hier den erwünschten Wettbewerb zu etablieren.

Gefordert ist eine echte „Revolution der Eisenbahnkultur“. Nur so kann dieser derzeit unter seinem Wert geschlagene Verkehrsträger einen Beitrag zur Bewältigung des in den nächsten Jahren gewaltig steigenden Verkehrsaufkommens leisten.

Tatsächlich ist der Anteil des Schienenverkehrs am gesamten Verkehrsaufkommen in den vergangenen Jahren kontinuierlich zurückgegangen und hat im EU-weiten Schnitt die 10-Prozent-Marke sogar schon beträchtlich unterschritten. Österreich steht mit einem Schienengüteranteil von 19 Prozent vergleichsweise gut da; auch haben die ÖBB im Jahr 2001 Aufkommenszuwächse verzeichnen können, doch ist das in Zeiten der bevorstehenden EU-Erweiterung immer noch zu wenig.

Das Weißbuch der Europäischen Union „Die europäische Verkehrspolitik bis 2010: Weichenstellungen für die Zukunft“ prognostiziert bis 2010 einen Zuwachs beim Güterverkehr von 38 Prozent und beim Personenverkehr von 24 Prozent. Vor diesem Hintergrund können die Eisenbahnen nur über kundenorientierte und nachfragegerechte Angebote und einen entsprechenden Ausbau der Schieneninfrastruktur zu einer vollen Auslastung kommen.

In Österreich bringt der Generalverkehrswegeplan des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie einen gewaltigen Investitionsschub, und auch in der Europäischen Union steht der Ausbau der transeuropäischen Netze im Vordergrund. Das auf europäischer Ebene diskutierte „Infrastrukturpaket 2“ soll eine weitere Verbesserung der gesetzlichen Rahmenbedingungen bringen. Von weitreichender Bedeutung ist die Neuorganisation der ÖBB. Es ist zu hoffen, daß diese den Weg ebnen wird, um die Eisenbahnen zu einem zukunftssträchtigen Wirtschaftsfaktor mit ständigem Wachstum zu machen.

In diesem Sinne möchte ich dem Verlag für seine Initiative danken und dem vorliegenden Werk meine besten Wünsche mit auf den Weg geben.

DR. CHRISTOPH LEITL

Präsident der Wirtschaftskammer Österreich

BAHNBRECHEND

Die Bezeichnung „bahnbrechend“ steht bis heute für große technische und geistige Leistungen. Das Eisenbahngleis, wichtigste Grundlage des spurgeführten Verkehrs in Vergangenheit, Gegenwart und (wahrscheinlich auch) Zukunft, hat tragende und führende Funktion zugleich. Es bildet die Grundlage jedes Bahnbetriebs und steht nach wie vor auch als Synonym für den technischen Fortschritt.

Zum Gleis gehören Schienen und Schwellen, die über die Schienenbefestigung miteinander verbunden sind. Während die Schiene (meist aus Hochleistungsstahl) herausragt, schmiegt sich die Schwelle bescheiden noch immer größtenteils ins Schotterbett, sodaß ihre Qualitäten nicht ohne weiteres erkennbar sind.

Die Entwicklung der Eisenbahn ist letztlich die technische Weiterentwicklung ihrer Komponenten, so auch der Schwellen. Ursprünglich waren diese aus Holz, das bald mit Imprägnierungen versehen wurde, um Witterungseinflüssen besser widerstehen zu können. Daneben entstanden auch Schwellen aus Stahl, die vor allem für ihre Lagequalität bekannt waren. Mit der Weiterentwicklung der Betontechnologie konnten Schwellen aus Beton (Zweiblockswellen und Spannbeton-Monoblockswellen) realisiert werden. Sie sind heute Stand der Technik, wobei trotz wesentlich höherer Achslasten, Lebenserwartung und ausgezeichneter Umweltverträglichkeit ihr Preis niedriger ist als jener der Vorgängertypen.

Die moderne Eisenbahn – mit Geschwindigkeiten über 200 Stundenkilometern und Achsfahrmassen von 22,5 Tonnen – wäre ohne diese Entwicklungen nicht denkbar. Mehr noch: die verlegten Schwellen müssen wegen der hohen Lebensdauer ihrer Zeit voraus und schon heute für 25 Tonnen Achsfahrmasse ausgelegt sein.

Solche vielversprechenden Entwicklungen in Vergangenheit und in der Gegenwart können für die Zukunft nur durch die gute Kooperation der Industrie mit dem Anwender realisiert werden – zum unbeschränkten Vorteil der Allgemeinheit.

DIPL.-ING. HELMUT HAINITZ

Generaldirektor-Stellvertreter der ÖBB
(in Ruhe seit 1. 2. 2003)

INTERESSELOSES WOHLGEFALLEN?

ZUM VERHÄLTNIS VON KUNST UND UNTERNEHMENSKULTUR

Auf der Schwelle zu diesem Buch sei es erlaubt, über einen Urbegriff des Ästhetischen nachzudenken – und Motivationen auszuloten, warum sich wohl Wirtschaftstreibende mit so schwierigen und konträren Partnern wie Künstlern und Kulturschaffenden einlassen: Ist es *interesseloses Wohlgefallen*? Was treibt rationale Rechner, die alle Parameter einer florierenden Ökonomie kennen und mit beiden Beinen auf dem Boden der Realität stehen, dazu, Teile ihrer mehr oder weniger mühsam, aber gewiß mit Konsequenz und Ratio erwirtschafteten Mittel jenen zu überantworten, die in erster Linie „Unverständliches“ produzieren? Wollen sie sich dadurch als Menschen mit gutem Geschmack ausweisen, als Kenner, welche diese Unverständlichkeit höher schätzen als die gewohnte „Verständlichkeit“?

Es ist mehr. Es ist vor allem mehr als Snobismus, Kalkül und kühle Rechnung. Die Anziehung liegt vielmehr in dem, was zur erfolgreichen Unternehmensführung gehört: Beobachtungsgabe, die Wesentliches von Unwesentlichem unterscheiden läßt; Emotion und Leidenschaft, die einen mit den eigenen Unternehmungen eins werden lassen; die Fähigkeit, schneller als die Konkurrenz Traditionen auf den Kopf zu stellen, statt mit Plagiaten zum Trittbrettfahrer zu werden; Mut zum Risiko, der neue Märkte und Möglichkeiten erschließt; Visionen, die anhaltend danach drängen, mit Verve neue Produkte zu entwickeln; Instinkt, der befähigt, neue Wünsche der Menschen zu generieren.

Ebendiese Eigenschaften sind es schließlich, die auch den Künstler ausweisen: präzise Beobachtung, Leidenschaft, Innovation und Inversion traditioneller Vorstellungen, Mut zum Risiko, Instinkt und vor allem Vision. Oder anders ausgedrückt: Es gibt in der Tat Gemeinsamkeiten aller „unternehmerischen“ Menschen – die Funktionslust als Urtrieb aller menschlicher Entwicklung, die Lust, Ursache einer Wirkung in einem als positiv erkannten Gesamtgefüge zu sein, in Gang zu setzen und in Gang zu halten, „Welt“ zu spielen, *Homo faber* und *Homo ludens* glücklich zu verbinden. Dies alles zu sehen und in der Welt der Kunst wiederzuerkennen, dort, wo der Sinn nicht so vordergründig definiert ist, wo die Funktionslust eben Selbstzweck wird – das ist das Vergnügen, das sich selbst-reflexive, aktive Menschen gönnen, einfach so, weil der Blick in den (ver)klärenden Kunstspiegel gleichermaßen Genuß und Einsicht bereitet.

Aus dieser Perspektive wird das Verhältnis von Kulturschaffenden und Wirtschaftstreibenden nunmehr konkret: Mit großem Interesse und offensichtlichem Wohlgefallen wurde und wird seitens letzterer beobachtet, wie umtriebige jüngere Generationen den Stein des Anstoßes immer wieder

bergan wälzen, dabei mit Phantasie und neuen kreativen Ansätzen verändern, im Disput umdeuten, weitergeben und wie selbstverständlich damit einverstanden zu sein scheinen, daß dieser „Spielstein“ den Gipfel nie erreichen wird, ja nicht erreichen darf, im Wissen, daß dann fatalerweise alles beendet wäre. Das „Spiel“-Kapital wird von manchen offensichtlich gern zur Verfügung gestellt: Man nennt es Sponsoring im besten Sinn.

Ich konnte Zeuge solch interesselosen Wohlgefallens sein, das eine Industriellenfamilie bekundet hat: an der Kunstuniversität Linz und an deren Meisterklasse für Experimentelle Gestaltung, die dafür das Spiel mit Können und Leidenschaft weit vorangetrieben haben. Auch das vorliegende Buch zeugt von dieser förderlichen Verbindung zwischen Wirtschaft und Kultur. Es steht am Ende eines Jahrzehnts engagierten Mäzenatentums – und vielleicht an der Schwelle zu etwas ganz Neuem.

WOLFGANG STIFTER

*Maler und Grafiker, Professor und vormals Rektor (1991–2000)
an der Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung Linz*

EINLEITUNG DER HERAUSGEBER

HERBERT LACHMAYER · PETER PLICA

In einer Zeit des umweltbewußten Energieeinsatzes gewinnt die Bahn an Attraktivität – nicht nur als ökologisch und ökonomisch überlegenes Transportmittel großer Lasten, sondern auch als komfortable Ergänzung und notwendige Alternative zum Individualverkehrs(stau)mittel Auto. Das Motto „Neue Bahn“ ist daher mehr als ein bloßer Werbeslogan, geht es doch zugleich um die zeitgemäße Philosophie eines Alltags mit mehr Lebensqualität, weniger Streß und einer nicht nur ökologisch motivierten kritisch-bewußten Haltung gegenüber zunehmender Umweltzerstörung.

Die Spannbetonschwelle ist grundlegender Bestandteil der modernen Bahn, mithin die buchstäblich materielle Basis ihrer zukunftsorientierten Entwicklung. So trägt das *Stahlbetonschwellenwerk Linz (SSL)* mit der Optimierung der Hochleistungsschwelle ganz unmittelbar zum aktuellen Ausbau des Bahnnetzes auf höchstem Qualitätsniveau bei und ermöglicht die weitere Verbesserung des Reisekomforts wie auch der Lastentauglichkeit für den Güterverkehr im Hochgeschwindigkeitsbereich. Die Vorgaben und Entwicklungsziele der Österreichischen Bundesbahnen (ÖBB) sind die maßgebliche Herausforderung für zukunftsweisende, innovative Produktentwicklungen im österreichischen Schwellenbau; die wirkungsvolle und er-

folgreiche Zusammenarbeit von ÖBB und SSL resultiert somit aus dem gemeinsamen Ziel des optimalen Bahnverkehrs.

Die Idee zu diesem Buch entstand im Vorfeld des 50-Jahr-Jubiläums des SSL. Die Publikation sollte dem besonderen Anlaß gerecht werden und das Thema *Schwelle* vielschichtig erkunden.

Der erste Teil des Buches gilt daher philosophischen, kulturhistorischen und etymologischen *Begriffsdiskursen* – sie zeigen, welch weites Feld Betrachtungen „Über die Schwelle“ eröffnen können.

Die Schwelle als Teil des spurgebundenen Transportsystems ist Gegenstand des Abschnitts *Geschichte des Schienenverkehrs*. Er beschäftigt sich mit der Entwicklung der schienengeführten Bahnen und reicht von einer archäologischen Betrachtung der antiken „Geleisestraßen“ über die Anfänge der österreichischen Eisenbahn mit ihren Pionieren im 19. Jahrhundert – der Pferdeisenbahn Budweis–Linz–Gmunden, den ersten Dampfeisenbahngesellschaften der Donaumonarchie und einem Rückblick auf die Entstehung der österreichischen Schmalspurlinien – bis hin zu gegenwärtigen Entwicklungen des Bahnwesens in einem vereinten Europa.

Die *Technik* der industriellen Schwellenherstellung ist naturgemäß ein Kernthema des Buches: ihr ist der dritte Teil gewid-

met. Er enthält einen Streifzug durch die Geschichte der Schwellentechnik sowie eine Zusammenfassung der aktuellen europäischen Entwicklungen und Perspektiven auf dem Gebiet moderner Hochleistungs- und Hochgeschwindigkeitszüge. Ein Beitrag von seiten der Österreichischen Bundesbahnen, dem wichtigsten Auftraggeber der österreichischen Schwellenproduzenten, diskutiert den aktuellen Einsatz von Betonschwellen im Netz der ÖBB unter den Rahmenbedingungen der geänderten gesetzlichen Bestimmungen der Europäischen Union. Es folgt ein Überblick über die Entwicklung der Verlegetechniken, deren Mechanisierung schon allein durch das Gewicht des Baustoffs Beton zum unbedingten Erfordernis wurde. Exkurse über den Eisenbahnschotter, über die Spurführungstechnik sowie über den Klima-Wind-Kanal im weltweit anerkannten Forschungs- und Prüfzentrum für Schienenfahrzeuge in Wien komplettieren diesen Teil.

Der Abschnitt *Wirtschaft* beschäftigt sich zunächst mit der österreichischen Verkehrswirtschaft: mit ihrer Struktur und Leistung sowie mit Kosten, Energieverbrauch, Umweltbelastungen und Perspektiven der verschiedenen Transportmittel. Der Beitrag österreichischer Unternehmen zum modernen internationalen Eisenbahnoberbau ist ein weiteres Thema, ge-

folgt von einem Exkurs über Österreichs Schienenproduktion, einem erfolgreichen, innovativen Wirtschaftszweig. Als Abrundung dient eine Übersicht, welche die wichtigsten der am österreichischen Bahnbau beteiligten Firmen auflistet.

Die Beiträge zu den Abschnitten *Verkehrsgeschichte*, *Technik* und *Wirtschaft* wollen den interessierten Leserinnen und Lesern einen Einblick in die vielfältigen Aufgaben und Probleme des Systems „Gleis“ vermitteln, in welches die Schwelle als Basiskomponente eingebunden ist; dabei geht es auch um das technische und wirtschaftliche Umfeld des Schwellenwerks.

Im Abschnitt *Produktion* wird gezeigt, wie eng bautechnische Anforderungen – etwa bei der Schwellenkonstruktion, in der Betontechnologie und in der Bewehrungstechnik – mit maschinenbautechnischen Fragen der werksinternen Fertigung verzahnt sind. Technische und auch wirtschaftliche Entwicklungen haben sich in der konkreten Schwellenerzeugung in Linz niedergeschlagen und sind umgekehrt von dieser beeinflusst worden. Zeitzeugen erinnern sich an die Einführung der Betonschwelle in Deutschland und Österreich sowie an die Anfänge des Linzer Werks. Nach einem Überblick über die Schwellenfertigung des SSL im Wandel der auch von ihm selbst vorangetriebenen technischen Entwicklung veranschaulicht eine

Fotoreportage den vollautomatisierten Herstellungsprozeß der Schwelle „K 1“. Dieser Teil des Buches bliebe jedoch unvollständig, würde nicht auch über die Geschichte des SSL und über seine Akteure berichtet: Belegschaft, Firmenleitung und Gesellschafterinnen und Gesellschafter. Das verbreitete Klischee vom „coolen“ Management soll nicht vergessen lassen, daß gerade in einem mittelständischen Betrieb wie dem SSL Vertrauen zwischen den handelnden Personen aller Ebenen zusammen mit Verlässlichkeit und persönlichem Einsatz wesentlich dazu beitragen, den wirtschaftlichen Erfolg des Werkes zu sichern. Dieser bis heute wirksame „Geist“ des Unternehmens, der nur schwer einzufangen ist, sollte zumindest zwischen den Zeilen sichtbar werden.

Im abschließenden sechsten Teil *Kultur* zeigt sich die Schwelle noch einmal vielseitig – Kulturträgerin im weitesten Sinn: ihre Rezeption in Kunst, Literatur, Film, Comic oder Oper – um nur einige Beispiele zu nennen – zeigt, wie komplex und durchaus symbiotisch die oft unterschätzten Beziehungen zwischen Kultur und Technik sein können. Zugleich dokumentiert sich in diesem Zusammenhang ein weiterer „Schwellen“-Bereich: Das Linzer Unternehmen versteht sich nicht zuletzt auch als Bindeglied zwischen Industrie und Kultur – wovon das vorliegende Buch zeugt.

In diesem Sinne konnte das SSL das Musiktheater thematisch bereichern – für die Ausstellung *work & culture* 1998 wurde eine Oper in Auftrag gegeben, die im Linzer Brucknerhaus zur Uraufführung gelangte: *Eine Oper für Büroa. Vorspiel im Büro* – nach der Komödie eines walisischen Autors, mit der Musik des Peruginers Stefano Cavallerin, in einer Ausstattung von Studierenden sowie Absolventinnen und Absolventen der Hochschule (heute: Universität) für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz, dargeboten von Studierenden des Salzburger Mozarteums – begabten jungen Künstlerinnen und Künstlern aus China, Korea, Litauen, Österreich, Polen, Rußland und den USA.

Diese Verbindung von Wirtschaft, Bildung und Ausbildung – nämlich wohlverstandenes Mäzenatentum als befruchtende Zukunftsperspektive für die Universität – ist ebenfalls ein Thema dieses Buches. Darin wird gezeigt, wie sich das Linzer Werk über ein Jahrzehnt lang als Förderer der obgenannten Linzer Hochschule bzw. Universität betätigt hat und dabei bestrebt war, neue Wege zu gehen. Es ist zu hoffen, daß die Ergebnisse andere Unternehmen anregen, ähnlich großzügig zu handeln, zumal die „vollrechtsfähig“ gewordene – das heißt die von der rein staatlichen Finanzierung ausgegliederte – Uni-

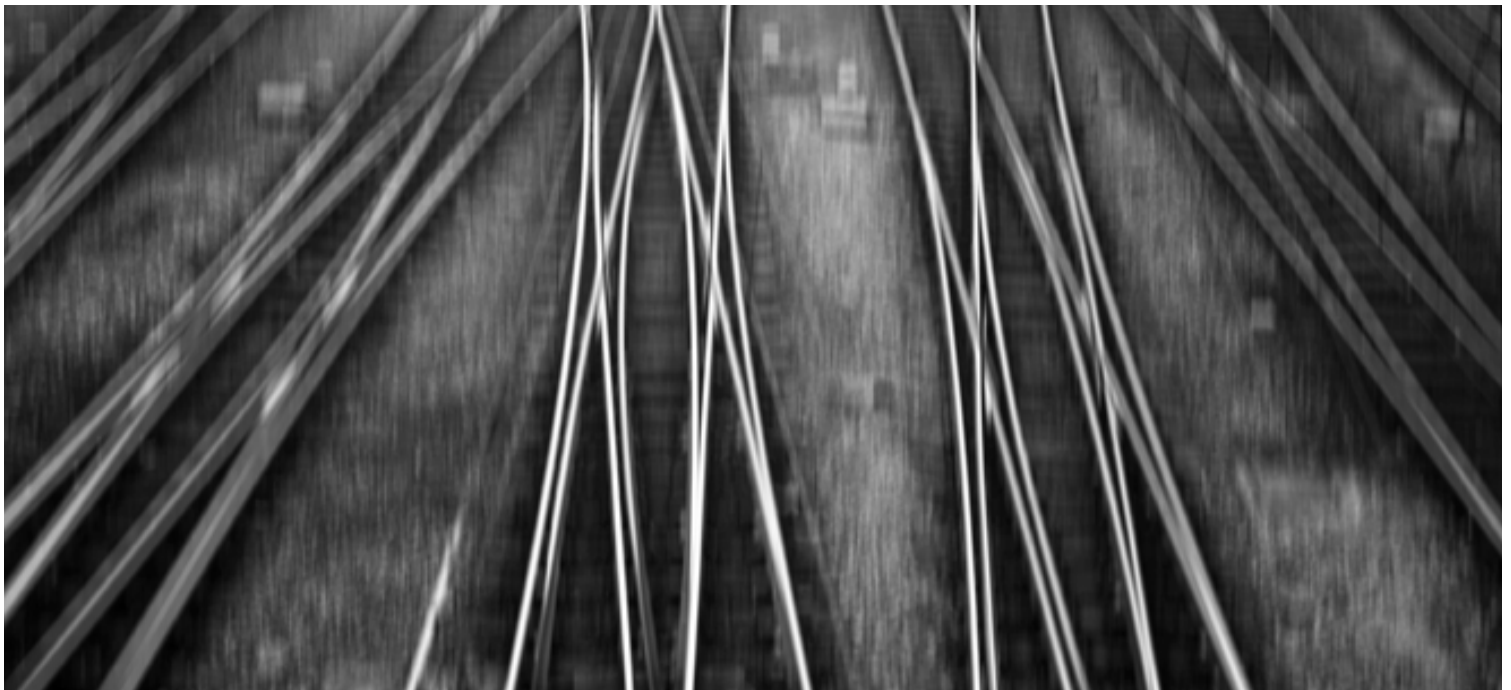
versität künftig in weit höherem Maß auf ein derartig strukturförderndes und daher nachhaltiges Mäzenatentum angewiesen sein wird.

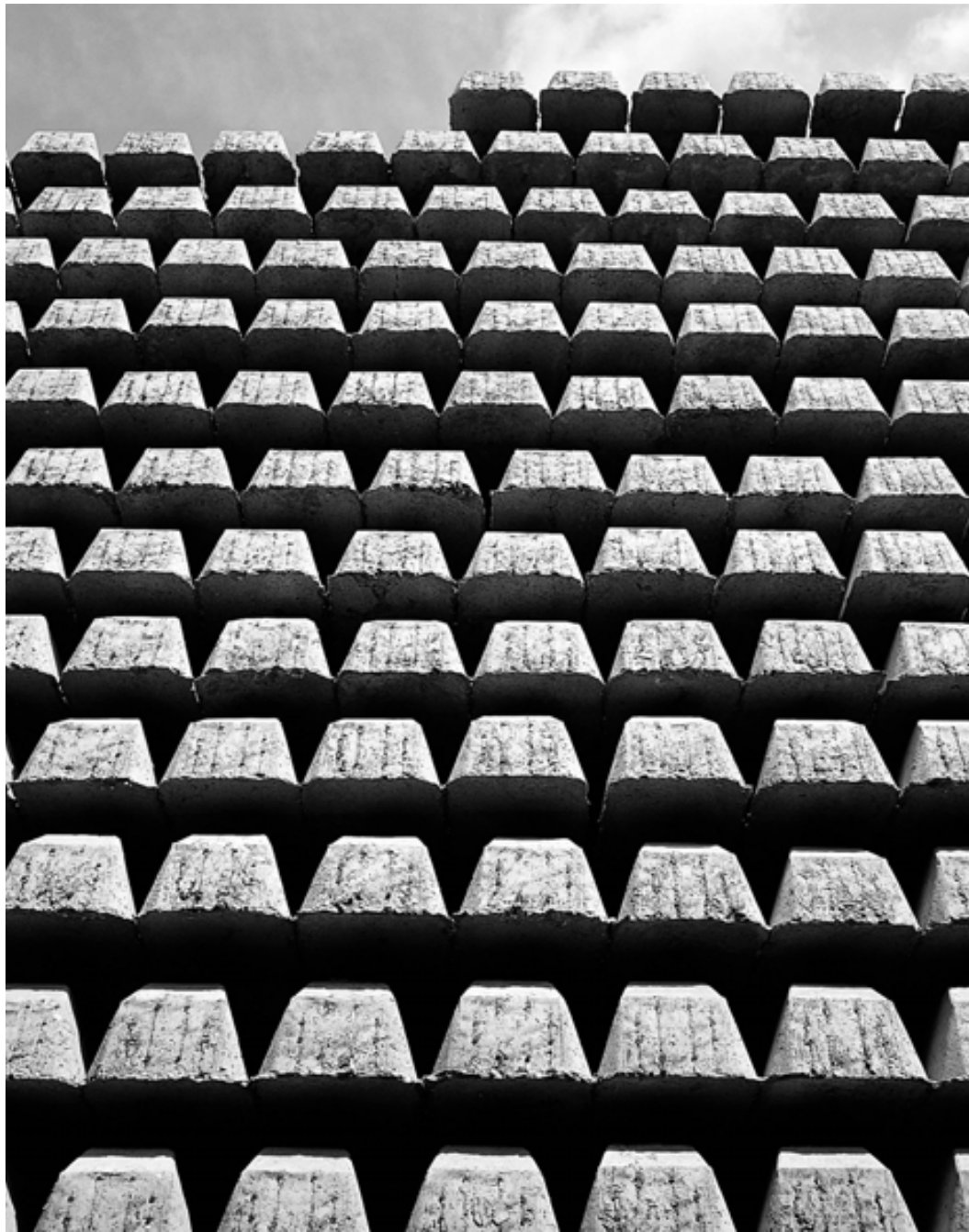
Jubiläumsschriften sollen – dem Schwelengott *Janus* gleich – im Rückblick Erinnerungen wecken und bewahren, aber gleichermaßen den Blick in die Zukunft öffnen; und sie sollen dokumentieren, was Stand der Dinge ist. Zwischen diesem „Was bisher geschah“ und dem „Von nun an“ liegt die Analyse dessen, worauf es *eben jetzt* ankommt – Entwicklung, Öffnung,

Veränderung, aber auch historisches Gedächtnis: Zu einer Zeit, in der wir durch die Entwicklung von Technik und Technologie den Maschinen, Instrumenten und Apparaten das Funktionieren nicht mehr *von außen* ansehen können, gewinnt die immer noch anschauliche Technik des „Kommunikationsmittels“ Eisenbahn kulturellen Wert, manifestiert sich doch darin eine traditionsübergreifende Verbindung vom frühen Industriezeitalter bis hin zur avanciertesten digitalen Steuerungstechnologie. Auch in einer globalisierten Informationsgesellschaft mit ihren allgegenwärtigen

Medien ist diese mit sämtlichen Sinnen *erfahrbar*e Fortbewegungsart nach wie vor ein Faszinosum – und obendrein eine ökologische Notwendigkeit.

Funktional, umweltverträglich und von hohem Erlebniswert, hat die Eisenbahn mit ihren Gleisen bis heute jedenfalls nichts an Aktualität oder Atmosphäre eingebüßt. Mehr noch: Als hochentwickeltes Transport- und Verkehrsmittel wird sie uns angesichts der modernen Wirtschafts- und Kommunikationsbedürfnisse auch in Zukunft mit Sicherheit erfolgreich begleiten.





SCHWELLE – ERKUNDUNG EINES BEGRIFFS

SCHWELLEN IN MYTHEN UND RITUELLEN PRAKTIKEN

THOMAS MACHO

SCHWELLE ALS ZEITGENÖSSISCHE METAPHER

Wer heute von Schwellen spricht, bezieht sich seltener auf Türen oder Eisenbahngleise als auf das menschliche Bewußtsein. In negativer Hinsicht markieren die Schwellen – etwa als Reiz-, Hemm- oder Aggressionsschwellen – die unscharfen Grenzbereiche psychischer Reaktionsformen; in positiver Hinsicht kennzeichnen sie – etwa als Schwellen zwischen Traum- und Wachbewußtsein, Rausch und Nüchternheit, schweifender Phantasie und konzentrierter Aufmerksamkeit – die Übergänge zwischen verschiedenen mentalen Zuständen.

Auch der Richtungswechsel zwischen innen und außen wird eher mit psychischen Orientierungsleistungen assoziiert als beispielsweise mit dem Betreten oder Verlassen eines Hauses. So wäre es im Alltag ungewöhnlich, wenn jemand bei einem Besuch vom „Überschreiten der Schwelle“ sprechen wollte, während es durchaus üblich ist, im Streit darauf hinzuweisen, daß jetzt eine Schwelle – der Toleranz oder der Zumutbarkeit – erreicht oder überschritten worden sei.

Schwellen verbinden sich heute mit Gefühlen wie Zuneigung oder Wut und mit Empfindungen wie Licht oder Lautstärke. Die Schwelle wurde gleichsam „mentali-

siert“: als hätten die modernen Subjekte die Raumordnungen ihrer Vorfahren in Köpfe und Seelen projiziert.

Verbreiteter noch als in der Psychologie ist die Schwellenmetapher im Zusammenhang mit Epochen. Wer etwa im Internet das Stichwort „Schwelle“ recherchiert, findet ungezählte Verweise auf Titel wie „An der Schwelle der Moderne“, „An der Schwelle der Gegenwart“, „An der Schwelle des neuen Jahrtausends“.

Als „Schwellenzeiten“ werden offenbar Umbruchphasen, Perioden der Paradigmenwechsel und Übergänge zwischen verschiedenen Zeitaltern qualifiziert: charakteristisch ist dabei die Verknüpfung mit Mentalitäten und Weltbildern, weniger der allgemeine Bezug auf Zeitlichkeit. Ein Verweis auf die „Jahresschwelle“ paßt nämlich allenfalls zu einer Neujahrsansprache, und auch die Kommentierung von „Schwellen“ des Lebens – der Kindheit, der Jugend oder des Alters – wirkt rasch pathetisch und unfreiwillig komisch. Die „Schwelle des Todes“ signalisiert gar eine spezifisch esoterische Neigung: die Existenz eines „Jenseits“ wird bereits terminologisch antizipiert.

Sofern der Begriff „Schwelle“ nicht „kulturalisiert“ und gewissermaßen mentalitätstypologisch besetzt werden kann, wirkt er sofort peinlich und unangemessen. Für die zeitlichen Schwellenmetaphern gilt

demnach, wie gesagt, daß sie vorrangig auf Kulturen und historische Epochen projiziert werden.

Die moderne Mentalisierung und Kulturalisierung der „Schwelle“ kann als Transformation ihrer ehemals räumlich-zeitlichen Ordnungsfunktionen bestimmt werden; daraus ergibt sich die Frage nach dem Gewicht und der Bedeutung dieses metaphorischen Wandels. „Schwellen“ sind abstrakter geworden; aber wie soll dieser Abstraktionsprozeß beurteilt werden? Was wird verloren oder gewonnen, sobald die Türschwellen zu Bewußtseinsschwellen konvertieren – und die Schwellen der Lebensalter zu Epochenschwellen?

Eine erste Ahnung, kaum mehr als eine vage Hypothese, könnte sich aus den Arbeiten der beiden bedeutendsten „Schwellen“-Theoretiker des vorigen Jahrhunderts ableiten lassen: *Arnold VanGennep* und *Victor W. Turner*. Beide Theoretiker haben – im ersten und im letzten Drittel des gerade vergangenen 20. Jahrhunderts – „Schwellen“-Begriffe geprägt: den Begriff der „rites de passage“ und den Begriff der „liminality“. Beide Autoren haben darin ein gemeinsames Thema verfolgt: eine *Theorie des Rituals*.¹ Es wäre immerhin denkbar, daß Schwellen mit Ritualen (und deren zugehörigen Mythen) eng zusammenhängen, woraus – gleich-

sam im Umkehrschluß – die zeitdiagnostische Spekulation abgeleitet werden könnte, die zunehmende Abstraktion der Schwelle verdanke sich einem modernen *Bedeutungsverlust der Rituale*.

Offen bleibt, ob dieser Bedeutungsverlust beklagt oder begrüßt werden soll. Einerseits kann er als Ausdruck der Relativierung von Institutionen bzw. der Funktionalisierung von Hierarchien gewürdigt werden; andererseits impliziert er auch eine markante Schwächung sozialer Systeme von Anerkennung und Integration. Dem *Bedeutungsverlust der Rituale* entspricht die *Fetischisierung des Authentischen*, einer „Innerlichkeit“, die stets aufgerufen ist, eine soziale Handlung als „echt“ zu bezeugen. Selbst im Alltag kann auf die höfliche Frage „Wie geht es dir?“ neuerdings geantwortet werden: „Willst du das *wirklich* wissen?“ Performative Oberflächen sind porös; sie können jederzeit – zugunsten der Frage nach „eigentlicher“ Tiefe – durchbrochen, ja geradezu aufgebohrt werden: mit den rituellen Schwellen verschwindet auch das *Recht auf Distanz*. Und just jener „Schwellenzauber“, den ein anderer großer „Schwellen“-Theoretiker des 20. Jahrhunderts – Walter Benjamin – im *Passagen-Werk* zitierte, dokumentiert eher den alptraumartigen „Schrecken nichtschließender Türen“² als die Magie der Schwelle: „Stühle, die eine Schwelle, Photos, die den Türrahmen flankier[en], sind verkommene Hausgötter und die Gewalt, die sie zu beschwichtigen haben, trifft uns noch heute mit den Klingeln ins Herz. Versuche man doch, ihr zu widerstehen. Allein, in einer Wohnung, einem beharrlichen Klingeln nicht zu folgen. Man wird finden, es ist so schwer wie ein Exorzismus.“³ – Die Dämonen lassen sich eben nicht mehr „austreiben“ und von der Schwelle verjagen.

SCHWELLE IN RAUM UND ZEIT

Die Schwelle ist eine elementare Gestaltung menschlicher Raumordnung: sie scheidet das Drinnen vom Draußen. Das wohlbekannte Gefühl, nach einem anstrengenden Arbeitstag oder der Rückkehr von einer Reise die Tür der eigenen Wohnung vor sich auf- und hinter sich zusperren zu können, ist möglicherweise nur die aktuelle Version eines der ältesten Gefühle menschlicher Lebewesen. Der Stoßseufzer nämlich, der sich uns nicht selten entringt, während wir die Straßenkleidung aus- und die Hausschuhe anziehen, entspringt jener evolutionären Überlebensstrategie, die Hugh Miller „Insulation“ genannt hat.⁴

Dieser Begriff bezeichnet die ungeplanten Techniken sozial organisierter Lebewesen, sich dem evolutionären Anpassungsdruck teilweise zu entziehen. „Insulation“ heißt die Entwicklung eines „Innenklimas“, das sich vom „Außenklima“ klar unterscheidet. Wenn beispielsweise Pflanzen eng zusammenstehen, so bildet sich in ihrer Mitte ein schattigeres, meist auch feuchteres und ausgeglicheneres Klima, als außen herum anzutreffen ist. Die Pflanzen avancieren gleichsam zu „Managern“ ihrer eigenen Überlebensbedingungen: sie werden „zu Mäzenen für Entwicklungen, die nun nicht vorrangig durch Mutationstheorie erklärt werden müssen“.⁵ „Insulation“ bedeutet in erster Linie Schutz, bedeutet die Möglichkeit, eine „ökologische Nische“ selbst zu errichten und zu bewohnen.

Nach allen Argumenten einer kulturanthropologisch orientierten Soziologie, wie sie beispielsweise Dieter Claessens vorzutragen pflegte, sind die Menschen geradezu Experten der „Insulation“ und des

Aufbaus „ökologischer Nischen“. Denn während die „Evolution auf die Säugetiere hin die Nischenfunktion einem überlebensfreundlichen Medium wie Wasser, dann dem eindeutigeren Schutz des Eies, zuletzt dem Mutterlebewesen selbst übertragen hat (das sofern direkt der Mäzen des Nachwuchses wird und selbst in sich jenes künstliche Innenklima entwickelt, das die Voraussetzung für anspruchsvolle Entwicklung ist), wendet sich auf den Menschen zu die Entwicklung in gewisser Weise um: jetzt wird der Uterus wieder ein sozialer Raum, was ja nichts anderes bedeutet, als daß ein Teil der Schutzfunktion, den der mütterliche Innenraum übernommen hatte, nun wieder nach außen verlagert wird, was nicht möglich wäre, wenn ein solcher Außenraum nicht vorher geschaffen würde: Der *soziale Uterus*.“⁶

Die Grenze zwischen Drinnen und Draußen verläuft also zunächst entlang einer mütterlichen „Schwelle“. Mit der Geburt wird diese primäre Schwelle überschritten: doch wird sie nicht aufgehoben, sondern lediglich verschoben. Ein „sozialer Uterus“ konstituiert ab nun die lebenswichtige Differenz zwischen der jeweiligen „Heimat“ (dem Drinnen) und einer fremden und chaotischen „Welt“ (dem Draußen).

Die ältesten Wohnstätten der Menschen zeigen bereits dieses Bild: die Gestalt eines geschützten Innenraums und die Spur einer Schwelle zwischen Drinnen und Draußen. André Leroi-Gourhan hat in solcher Perspektive die Wohnstätten des *Moustérien* (der Kulturphase des Mittelpaläolithikums, 200 000–40 000 vor unserer Zeit) beschrieben: „sie bestehen aus einem Zentralbereich, in dem sich die Feuerstellen befinden und der relativ frei von Tierresten, aber reich an Steinwerkzeugen ist; umgeben ist dieser Zentral-

bereich von einem dichten Gürtel abgeschabter und zertrümmerter Knochen“. Der Neandertaler lebte also „umgeben von den Resten seiner Jagdbeute, die er ein wenig nach außen schob, um sich einen Raum zum Leben zu schaffen“.7 Hinter dem Wall aus Knochen, diesen sichtbaren Zeichen des notwendigen Austauschs mit der Welt, begann gleichsam das Draußen.

Vor rund 30 000 Jahren hat sich zwar das technische Erscheinungsbild verändert, nicht aber das Prinzip der Organisation eines bewohnten Raums. Die ehemaligen Stellflächen der Zelte vor der Rentierhöhle von Arcy-sur-Cure (Frankreich) bilden Kreise „von drei oder vier Metern Durchmesser mit einer zentralen Fläche aus versteinertem und aufgehäuften Ton, die wiederum von einem Ring aus Steinplatten, einer Art Pflaster umgeben ist. An der Grenze des Kreises sind senkrechte Löcher angeordnet, in die große Mammutstoßzähne eingelassen waren, sie bildeten das Gerüst. Der ganze Raum ist sorgfältig gesäubert; außerhalb stößt man auf einige Haufen größeren Schutts und, über die Abhänge verstreut, auf die ‚Abfallhaufen‘, kleine Ansammlungen von Asche, die mit Steinabfällen und winzigen Knochenfragmenten durchsetzt ist.“8 Aus derselben Zeit, in der diese Zelte aufgebaut wurden, stammen die ersten Bilder und Kunstwerke der Menschen. Die immer perfektere Abgrenzung eines geordneten Innenraums gegen die bedrohlich chaotische Außenwelt ließ unaufhaltsam jenen gewaltigen *Symbolisierungsprozess* fortschreiten, dessen Spuren an den Wänden eiszeitlicher Höhlen bestaunt werden können. Aus der Mitte des *Drinnen* begannen die Menschen, das *Draußen* zu entwerfen und zu ordnen.

Vielleicht bestand das erste „Evangelium“ schlicht in der Botschaft, daß die äußere Welt genauso organisiert ist wie die Innenwelt: daß also der Himmel wie ein aufgespanntes Zelt über dem Erdboden thront und daß er gestützt wird von einer Weltsäule oder von einem Weltenbaum, der als *axis mundi* [Weltachse, T. M.] Himmel und Erde verbindet. Als Abbild des Drinnen wurde das Draußen erobert; als Abbild des Draußen wurde das Drinnen sakralisiert. Am Fuß des Mittelpfostens der Zelte wurden die kosmischen Opfer dargebracht – am Fuß jener „Himmelsleiter“ also, welche die Schamanen der arktischen, nordamerikanischen und nordasiatischen Stämme bei ihren Trance-Reisen erklettern. Erst in diesem Symbolisierungsprozess gewann die menschliche „Insulationsgeschichte“ ihre besondere und originäre Gestalt.

Die Symbolisierungsgeschichte der *Insulation* wurde freilich erst forciert durch die *Temporalisierung* der Schwelle zwischen Drinnen und Draußen. Geburt und Tod wurden nun als die eigentlichen Schwellen des Daseins erfaßt: als die zeitlichen Passagen zwischen einem „Diesseits“ und einem „Jenseits“. Mit der Metaphorisierung von Geburt und Tod begann das Zeitalter der Religionen, die Epoche einer folgenreichen „Vertikalisierung“ des Bewußtseins. Irgendwann ereignete sich jener gewaltige Sprung, der sich vielleicht in einer neuen Antwort auf die „Kinderfragen“ ausdrückte, die Ernst Bloch an den Beginn seines Hauptwerks gestellt hat: „Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns?“9 Irgendwann haben Menschen offenkundig nicht mehr gesagt, sie kämen aus Wien und gingen nach Berlin; irgend-

wann hat sie die Frage nach ihrer Identität nicht mehr dazu verführt, von ihrem Lager, von der Zugehörigkeit zu ihrem Clan, ihren Freunden oder Verwandten zu berichten. Irgendwann, in diesem langen Prozeß der Differenzierung von Drinnen und Draußen, müssen sie – erschreckt oder verwundert – erkannt haben, daß es ein Draußen gibt, das sie auf ihren üblichen Wegen nicht erreichen können. Dieses zweite Draußen liegt vor dem Eintritt in den Mutterleib – und hinter dem Augenblick der Verwandlung eines lebendigen, atmenden Zeitgenossen in eine Leiche. Irgendwann wurde dieses zweite Draußen entdeckt und folgerichtig ein zweites Drinnen: ein Drinnen, das nun nicht mehr als insularer Schutzraum allein, sondern ebensogut als lebenslange Gefangenschaft erfahren werden konnte. Von Platons „Höhlengleichnis“ bis zu den gnostischen Spekulationen über das Weltgehäuse, von der altbiblischen Verzweiflung Hiobs bis zur buddhistischen Sehnsucht nach dem Nirwana, von der zoroastrischen Apokalyptik bis zu Beckett oder Cioran haben sich Empfindungen eines existentiellen Unbehagens artikuliert: eines Unbehagens am Leben als ausweglosem Drinnensein.

Mit zunehmender Seßhaftigkeit, mit steigender Sicherheit und Wehrbereitschaft in den ersten Stadtkulturen, begann sich langsam eine melancholische Grundstimmung zu etablieren, von der schon die ältesten Schriften – vom Gilgamesch-Epos bis zur Bibel – Zeugnis ablegen. „Wenn es in 1. Mose 3.17 heißt ‚Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang‘, so spüren wir hinter diesen Worten“ ein völlig neues Lebensgefühl. „In der Genesis ist das Leben ein Fluch,

zur Strafe für den Sündenfall der Menschheit, ein Bauernleben voll Mühsal und Plage, das man nicht länger lieben kann. Dabei ist es wichtig zu beachten, daß nicht die Tiefpunkte und Mißgeschicke des Lebens, sondern das Leben überhaupt als Leiden charakterisiert werden. ‚Was nützen uns‘, heißt es etwa in dem heiligen Text einer anderen Bauerngesellschaft, der Maitraya Upanisad, ‚die Vergnügungen und Wonnen in diesem Leib, der nur eine dreckige Ansammlung von Knochen, Haut, Sehnen, Mark, Fleisch, Samen, Blut, Schleim, Tränen ist, eine Masse von Kot, Urin, Fürzen, Galle und anderen Säften, übelriechend und kraftlos? Erfahren wir nicht, daß göttliche und dämonische Wesen sterben, daß Ozeane austrocknen und Berge eingeebnet werden, und daß die Erde eines Tages aufhören wird zu existieren? Was nützen uns die Vergnügen in einem *samsara* [Kreislauf des Daseins oder der Wiedergeburten, T.M.] dieser Art, in das ein Mensch, der zu ihm Zuflucht nimmt, immer wieder zurückkehren muß? Ich bin in diesem *samsara* wie ein Frosch in einem verschlossenen Brunnen.“¹⁰

„Wie ein Frosch in einem verschlossenen Brunnen“: Besser läßt sich die Erfahrung eines ausgeweglosen Drinnenseins kaum charakterisieren. Wie aber ist der Frosch in den Brunnen gefallen?

Der Preis erfolgreicher Insulation besteht – ganz schlicht – im Zwang, miteinander auszukommen; keine Chance auf Überleben außerhalb der eigenen Gruppe. Die Existenzform der Jäger und Sammlerinnen erlaubte noch einen ziemlich flexiblen Umgang mit diesem Zwang; Verwandtschaftsverhältnisse und Heiratsnormen bildeten nur den allgemeinen Rahmen zur Regelung der Beziehungen zwischen

den Menschen. „Wo und mit wem man wirklich zusammenlebte, darüber entschieden zusätzliche Faktoren – unter anderem auch, ob man miteinander auskam.“¹¹ Im Konfliktfall konnte sogar ein System der „Wahlverwandtschaft“ in Geltung treten; die Streitenden trennten sich vorübergehend oder für immer, um sich einer anderen Gruppe anzuschließen, frei nach der Maxime: mit wem man gut zusammenleben kann, ist man irgendwie wohl auch verwandt. Nach den Beobachtungen von Richard Lee besteht das typische Lager einer nomadisierenden Wildbeuter-Gesellschaft bis heute aus jenen „Sippenmitgliedern und ihrem Anhang, die herausgefunden haben, daß sie gut zusammenleben und zusammenarbeiten können. Nach diesem flexiblen Organisationsprinzip können Brüder vereint oder getrennt sein, Väter und Söhne zusammen oder getrennt leben.“¹²

Dieses relativ „unbeschwerte“ Leben mag viele Jahrtausende gedauert haben; unter Bedingungen der Selbsthaftigkeit (und damit unter veränderten ökonomischen Voraussetzungen) ließ sich die organisatorische Flexibilität der Jäger und Sammlerinnen nicht mehr aufrechterhalten. Die „Ökonomie des Teilens“ wich einer „Ökonomie des Hortens“; die sozialen Bindungen verschärften sich wie von selbst. Schon die Bewohner der ersten Dörfer waren gebunden „an ihre Felder in der Umgebung der Siedlungen und durch Vorräte, die Nahrung für Monate bedeuteten. Gebunden waren sie durch Häuser, Vorratsbehälter, Mahlsteine und andere stationäre Einrichtungen.“ Gebunden waren sie aber auch und vor allem aneinander; denn einen mühselig erwirtschafteten Besitzstand „konnte man nicht leichten Herzens aufgeben, nur weil man sich mit

seinem Nachbarn wegen einer Lappalie in die Haare geraten war“.¹³ In dieser Lage mußten neue Zugehörigkeitskriterien definiert werden.

Aber erst die Temporalisierung der Schwelle zwischen Drinnen und Draußen, die Entdeckung des zweiten Draußen, ermöglichte die Ablösung des kooperativen Prinzips nomadischer Assoziation durch das Abstammungs-Apriori sesshafter Gesellschaften. Von nun an entschied die Geburt über soziale Zugehörigkeit, und weder Verträglichkeit noch Freundschaft, sondern die Abstammung „legte fest, mit wem man zusammenlebte und zusammenarbeitete“.¹⁴ Ein genealogisches Ordnungsparadigma wurde etabliert, und folgerichtig zog das temporalisierte Draußen ins Zentrum der Gesellschaften ein, mitten ins Drinnen. Nach wie vor glich zwar die räumliche Gestalt der ersten Siedlungen und Städte den Stellflächen der Zelte vor der Rentierhöhle von Arcy; die frühe Stadt war umgeben von ihrem Verteidigungsgürtel und schloß sich um die Getreidevorräte und den Schatz.¹⁵ Aber unter den Wohnstätten der Familien – der Könige, Krieger, Handwerker und Priester – lagen die Toten.

Jede Abstammungsideologie beruft sich notwendig auf die Toten: auf diese Zeugen einer Zugehörigkeit, die eine Zeugung des Nachfahren ermöglichten. Den genealogisch legitimierten Ahnen gebührte die Verehrung der Lebenden, weil sie deren soziale Existenz verursacht hatten und dauerhaft garantierten. Zugleich entstand ein gefährlicher Raum, eine bedrohliche Schwellenzone, im Zentrum des sozialen Lebens: der Friedhof.

Bei archäologischen Untersuchungen der Gräber aus den *Natoufien*-Siedlungen ‚*Ain Mallaba* und *El Wad* in Palästina (wo

vor etwa 9000 Jahren bereits mehr als 200 Menschen auf engstem Raum im städtischen Verband zusammengelebt hatten), erst recht bei den Ausgrabungen von *Jericho* oder der anatolischen Stadt *Çatal Hüyük*, wurde festgestellt, daß die meisten Toten schon zuvor bestattet worden waren. Offenbar wurden sie – wenn sie anderswo gestorben waren – nur provisorisch beigesetzt und später in die Heimsiedlung überführt. Nicht zufällig hat man die Toten dieser Epoche in Gemeinschaftsgräbern (mit zwei bis zehn Personen) bestattet: das Totenritual sorgte gleichsam für die Vereinigung von Menschen gleicher genealogischer Zugehörigkeit. „Menschen mit verschiedenen Lebensspannen, Biographien und Sterbeorten“ wurden offenbar in vielen Kulturen „nur aufgrund ihrer gemeinsamen Abstammung im Tod wiedervereint. Gemeinschaft bis ins Grab spiegelte das Grundprinzip der sozialen Organisation dieser frühen Entwicklungsphase seßhafter Gesellschaften wider.“¹⁶

„Gemeinschaft bis ins Grab“: Die Temporalisierung der Schwelle zwischen Draußen und Drinnen, dieser rituelle Vertrag zwischen Toten und Lebenden, verdichtete sich wohl gelegentlich in der Erfahrung existentialer – und das heißt *genealogischer* – Schuld. Jemand ist gestorben, damit du existieren kannst: so lautete die dunkle Botschaft der Abstammungsordnung. Verpflichtung und Schuldevidenz verkörperten sich in der Einsicht des Nachfahren, selbst verursacht, „verschuldet“ worden zu sein. Andere müssen vor mir gelebt haben, um mein eigenes Leben zu ermöglichen – und diese primordiale Schuld, „Erbschuld“ *avant la lettre*, erzwingt irgendwann ihre Abgeltung durch den eigenen Tod. Denn die

Ahnen sind nicht nur Vorfahren und „Schöpfer“, sondern auch Gläubiger des Lebens.

Von der Schwelle zum zweiten Draußen ging also eine merkwürdige Vergiftung aus, die gleichsam *den Frosch in den Brunnen stürzte*, eine Vergiftung, die häufig durch elaborierte Opferzeremonien geheilt werden sollte. Alle räumlichen Schwellen waren mythisch und rituell aufgeladen; sie fungierten zugleich als räumlich-horizontale und als zeitlich-vertikale Passagen. Manchmal mußten die Türpfosten – wie im Buch *Exodus* [Ex. 12,7] – mit Blut bestrichen werden, um den umherstreifenden Todesengel daran zu hindern, die Schwelle zu übertreten.

SCHWELLENMYTHEN: GÖTTER UND FREMDE

In der griechischen, vor allem aber in der römischen Antike galten die Schwellen zu Häusern und Städten als magische Zonen, die mit Aufmerksamkeit und Vorsicht überschritten werden mußten; ein Stolpern oder gar ein Sturz über die Schwelle wurde als böses Vorzeichen betrachtet. Die konstitutive Ambiguität der Schwelle als – horizontaler wie vertikaler – Passage trug zu einer vielgestaltigen Mythisierung bei, die der Schwelle ein kultisches Prestige verlieh.

Schon in Hesiods *Theogonie* ist von der Schwelle – *oudòs* im Griechischen – vorzugsweise als Übergang zwischen Ober- und Unterwelt die Rede. Zunächst wird der Wechsel zwischen Tag und Nacht erwähnt, jene kosmische Schwelle, die Licht und Dunkel scheidet:

„... *Dort wohnt die finstere Nacht, dort / steht ihr abscheuliches Haus, gebüllt in*

Wolken aus Schwärze. / Atlas, des Japetos Sohn, steht davor, den riesigen Himmel / trägt er mit seinem Haupt und nie ermüdenden Händen, / unerschütterlich, wo die Nacht und der Tag sich berühren, / tauschend den Gruß, einander beegnend auf eberner großer / Schwelle. Da steigt die eine abwärts, aufwärts der andre / immer, und nie umschließt sie beide zugleich die Behausung, / sondern kaum hat das eine von beiden die Wohnung verlassen, / über die Erde zu streifen, so weilt das andere drinnen, / harrend der Stunde des eigenen Wegs, bis sie wieder herankommt: / Tag, der das weithinschauende Licht den Irdischen spendet, / sie aber, die in den Händen den Schlaf, den Bruder des Todes, / birgt, die verderbliche Nacht, gebüllt in schwärzlichen Nebel.“¹⁷

Wenige Verse später wird dieselbe „eherne Schwelle“ als Grenze zur Unterwelt vorgestellt:

„*Da ist der Quell, wo die schwärzliche Erde, der sternhelle Himmel, / öd sich erstreckendes Meer und des Tartaros nächtlicher Nebel / eins nach dem andern entspringen, wo alles auch wieder mündet, / jener widrige, modrige Schlund, vor dem selbst die Götter / Grausen ergreift. Da steht auch das Tor aus Marmor, die Schwelle, / festgestampft aus Erz, im Boden weithin verwurzelt, / selbstgewachsen. Davor, von allen Göttern geschieden, / haust das Titanengeschlecht noch jenseits des düsteren Chaos.“¹⁸*

Marmortor und Erzschwelle schützen den Eingang in den *Tartaros*, jenen tiefsten Abgrund oder mahlstromartigen Strudel, der – etwa nach Giorgio de Santillana und Hertha von Dechend¹⁹ – auch kosmologisch-uranographisch gedeutet werden kann. Auch in der Homerischen *Ilias* wird die „Schwelle von Erz“ als Grenze zum *Tartaros* genannt; gleich zu Beginn des

achten Gesangs wettet Zeus auf seinem olympischen „Kriegsrat“:

„Wen ich aber getrennt von den anderen Göttern erblicke, / Willens, den Troern oder Achaiern zu Hilfe zu eilen, / Der soll schmählich geschlagen zurück zum Olympos kehren! / Oder ich fasse und schwing' ihn hinab in des Tartaros Dunkel, / Ferne, wo tief sich öffnet der Abgrund unter der Erde, / Wo die Pforten von Eisen erglänzen, vom Erze die Schwelle, / So weit unter dem Hades, wie über der Erde der Himmel!“²⁰

Eine vergleichbare Proportion der Entfernungen wird übrigens auch in der *Theogonie* angegeben, wo es heißt:

„Denn neun Nächte und Tage fällt ein eberner Amboß, / bis er am zehnten Tag vom Himmel zur Erde herabkommt. / Und auch neun Nächte und Tage fällt ein eberner Amboß, / bis er am zehnten Tag von der Erde im Tartaros ankommt.“²¹

Im Tartaros wohnten die gefangengesetzten Titanen, an ihrer Spitze Kronos, der gestürzte Vater des Zeus. Darum erscheint es plausibel, daß nicht allein Abstammung und Entfernungsproportionen den Olymp mit dem Tartaros verbinden, sondern eben auch eine „eherne Schwelle“.

In verschiedenen Abschnitten der *Ilias* wird – je nach Übersetzung – von der „ehernen Schwelle“ oder vom „ehernen Haus“ Zeus', des Kroniden, gesprochen,²² während die Schwelle zur heiligen Höhle Apollons regelmäßig als „steinerne Schwelle“ charakterisiert wird, etwa in Vers 404 des neunten Gesangs:

„... Noch was die steinerne Schwelle des Bogenschützen beherbergt, / Phoibos Apollons Schatz, in der Felsenstätte von Pytho.“²³

Auch in der Sammlung *Homerische Hymnen* heißt es:

„Da überschritt der sichere Schütze Phoibos Apollon / eilig die steinerne Schwelle zur düster dämmernden Höhle.“²⁴

Die Schwellen – ob nun aus Eisen, Bronze, Erz oder Stein – markieren die untersten wie die obersten Orte, an denen Titanen oder Götter hausen; zugleich sind es aber auch die Schwellen zu den menschlichen Wohnstätten, an denen die Götter bevorzugt erscheinen. Signifikant ist die folgende Beschreibung eines Auftritts der Göttin Demeter (neuerlich aus den *Homerischen Hymnen*):

„Aber die Göttin hielt auf der Schwelle und reichte mit ihrem / Haupt an den Balken, sie füllte die Öffnung mit göttlichem Glanze. / Ehrfurcht und Scheu ergriff die andern, ja bleiches Entsetzen.“²⁵

Noch im historisch viel späteren *Argonautenepos* heißt es:

„Da stürmten die beiden Söhne des Thrakischen Boreas aus der Luft herbei und betraten mit ihren flinken Füßen die Schwelle.“²⁶

Im ersten Gesang der *Odyssee* tritt Pallas Athene auf die Schwelle des Hofes in Ithaka:

„Stürmisch brach sie dann auf, herab von den Höb'n des Olympos. / Endlich stand sie in Ithakas Volk vor dem Hof des Odysseus, / Trat auf die Schwelle des Hoftors, trug ihre eberne Lanze / Fest in der Faust und glich einem Führer der Taphier, Mentos.“²⁷

Die Göttin erscheint also in der Gestalt eines Gastes aus der Fremde; darin bezeugt sich die Logik der *Odyssee*, welche – im Gegensatz zur *Ilias* gern als epische „Aufklärung“ gewürdigt – die Schwelle aus der Perspektive des Reisens und der Gastfreundschaft betrachtet. Zwar wird die „eherne Schwelle“ am Hause des Zeus noch einmal zitiert,²⁸ aber nicht zufällig als eine *Erzählung in der Erzählung*, vortragen zum Spiel der Leier während eines Nachtmahls im Hause des Alkinoos. Just dieses Haus des Alkinoos wird nun

ebenfalls als Haus mit einer „ehernen Schwelle“ geschildert. So heißt es im siebenten Gesang:

„... Odysseus / Ging aber nun zum berühmten Palast des Alkinoos. Stehen / Blieb er: Das Herz schlug hoch vor dem Tritt auf die eberne Schwelle. / Lag doch ein Glanz wie von Sonne und Mond hinauf bis zur Decke / Über dem Hause des hochbeherzten Alkinoos. Allseits / Stiegen die Mauern empor, von der Schwelle bis hinten im Winkel / Waren mit Erz sie verkleidet, der Sims rundum war aus Blaustein. / Senkrecht stand auf der ebernen Schwelle die goldene Türe: / Silber waren die Pfeiler und silberne Balken darüber. / Diese versperrte von innen das feste Gebäude.“²⁹

Die kosmologische Bedeutung der Schwelle (nach Hesiods *Theogonie*) – ein „Glanz wie von Sonne und Mond“ – wird zwar noch zitiert; aber die Schwellen werden nun vorrangig auf Reisen überquert. Nicht mehr die Polarität von oben und unten, sondern die Polarität von nah und fern, Heimat und Fremde, organisiert den metaphorischen Diskurs um die Schwelle. Darum wird ab dem 17. Gesang von Schwellen besonders häufig gesprochen, geht es doch nun um die Rückkehr des Odysseus in sein von den Freiern „besetztes“ Haus. Bekanntlich tritt – wie Pallas Athene im ersten Gesang – Odysseus in Verkleidung auf: als alter Bettler. Und Bettler sitzen – wie sich von selbst versteht – auf der Schwelle.

„Leise betrat den Palast nicht weit hinter ihm [dem Sauhirten Eumaios, T.M.] auch Odysseus. / Aber er sah so aus wie ein Greis, der des Stabes bedürfte, / So wie ein elender Bettler mit grauslichen Kleidern am Leibe; / Setzte sich hin an die Türe des Saals auf die eschene Schwelle, / nahm die Zypressensäule zur Leibe, die einstens der

*Zimm'rer / Recht verständig geglättet und grade gemacht nach der Richtschnur.*³⁰ Odysseus verstrickt sich in die ersten verbalen Konflikte mit den Freiern, kehrt aber immer wieder zurück zur „eschenen“ Schwelle,³¹ wo er mitunter sogar den Platz mit einem anderen Bettler teilen muß. Spätestens im 20. Gesang wird der Platz auf der Schwelle buchstäblich zur Drohung.

*„Aber Telemachos setzte im festgemauerten Saale / Neben die steinerne Schwelle Odysseus in kluger Berechnung; / Stellte vor ihn ein Tischchen, dazu einen häßlichen Sessel“.*³²

Penelope holt den Bogen aus ihrer Kammer; dabei

*„überschritt sie die eichene Schwelle, die vordem der Zimm'rer / Kunstverständlich geglättet und grade gemacht nach der Richtschnur“.*³³

Odysseus lehnt den Bogen an die Tür, läßt durch einen Vertrauten (den Sauhirten Eumaios) alle Eingänge des Saals versperren, um schließlich den Endkampf mit den Freiern – von der Schwelle aus – zu beginnen.

*„Jetzt aber riß sich der einfallsreiche Odysseus die Fetzen / Ab und sprang auf die mächtige Schwelle, mit Bogen und Köcher / Voll von Pfeilen“.*³⁴

Direkt auf der Schwelle verwandelt sich der Bettler wieder in den Herrn des Hauses, der Gast in den Gastgeber (der freilich zuerst die ungebeten Gäste erschlagen muß).

Schwellen wurden offenbar aus unterschiedlichen Materialien gefertigt. Räume innerhalb des Hauses – allerdings auch die älteren oder billiger gebauten Häuser – besaßen hölzerne Schwellen; die *Odyssee* nennt Beispiele aus Zypressen-, Eschen- oder Eichenholz. Die Eingangstüren zu

Kultbauten oder zu Häusern von Personen mit hohem Sozialprestige waren dagegen stets mit einer steinernen Schwelle ausgestattet. Auch in den Speisesaal des Hofes von Ithaka – den „festgemauerten Saal“, in dem später der Freiermord stattfinden sollte – führte nicht nur die „eschene“, sondern auch eine steinerne Schwelle, offenbar von „mächtiger“ Höhe – sonst wäre es ja unsinnig gewesen, von einem „Sprung“ des Helden auf die Schwelle zu berichten. Besonders prächtige Paläste wurden schließlich mit steinernen, hölzernen und metallbeschlagenen Schwellen versehen;³⁵ so erklärt sich die Rede von „ehernen Schwellen“ bei der Beschreibung der Tore zum Olymp und zum Tartaros, aber auch des schon erwähnten Tores zum Palast des Alkinoos, auf dessen Schwelle Odysseus die erfolgreiche Heimkehr nach Ithaka verheißen wird:

*„Da du, Odysseus, zu meinem Hause gefunden, zu dessen / Eherner Schwelle und hohem Dach, so wirst du, das glaub ich, / Hast du auch viel schon erduldet, hieher nicht nochmal verschlagen.“*³⁶

Die „eherne Schwelle“ zum Palast des Alkinoos fungierte gleichsam als „gutes Omen“, als die Vorwegnahme der steinernen Schwelle, von der aus Odysseus seinen Palast wiedererobern sollte; Metallschwellen besaßen eben ein geradezu göttliches Prestige.³⁷

In mancher Hinsicht waren die Schwellenmetaphern in der römischen Antike noch beliebter und verbreiteter als in Griechenland; zu Recht bemerkt Karl Meister: „Die Schwelle des Hauses ist von den Römern bei wichtigen Ein- und Ausgängen mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet worden, die wohl der religiösen Sorgfalt entsprach, mit der sie alles Tun in

Haus und Feld, in Frieden und Krieg zu beginnen pflegten. Wie der Gedanke der Schwelle in ihrer Vorstellung in viel höherem Grade affektbetont war als in der Vorstellung anderer Kulturvölker, so hat sich das Wort *limen* im Lateinischen in vielen Wendungen eingebürgert, an deren Stelle in anderen Sprachen einfache Wörter des Hineingehens, Hinaustragens usw. üblich sind.“³⁸

Meister beobachtet das besondere Gewicht der Schwellenmetaphern im Kontext von Hochzeitsritualen; auch die römische Liebesdichtung beziehe sich gern und häufig auf das Sprachbild der Schwelle: „Alle Wendungen, die die Schwelle nennen, [...] haben eine Bedeutungsnuance, die sie von den anderen Ausdrücken des Hinein- und Hinausgehens unterscheidet. Sie bezeichnen nicht das alltägliche ‚hinein-hinaus‘, sondern einen Eintritt oder Austritt, der in seiner Art zum erstenmal erfolgt oder von besonderer Wichtigkeit ist: Ein Mädchen wird gegen den Willen ihrer Mutter von dem durch Leidenschaft und Schmerz bewegten Jüngling in sein Haus gebracht, ein Besessener in die Klinik des Arztes, Delinquenten werden hinein- und hinaus transportiert, Leute warten innerhalb der Schwelle, bis sie unbemerkt oder überraschend heraustreten können, jemand stürzt in Aufregung aus dem Hause, ein anderer vertreibt seine Ehefrau, wieder ein anderer verwehrt dem Eigentümer den Eintritt. Der Konsul tritt über die Schwelle seines Hauses in die Öffentlichkeit, der Gott sucht den Menschen heim. Ihrer Bedeutung nach stehen so die besprochenen Ausdrücke in der Mitte zwischen dem im eigentlichen Sinn gefaßten *super limen* [über die Schwelle, T.M.] des Hochzeitsritus, mit dem der entscheidungsvollste Schritt, den die Frau in ihrem

ganzen Leben tut, bezeichnet wird“, und jenen Verben, „die den gewöhnlichen Verkehr ausdrücken, wie er zu hundert Malen in der Komödie sich abspielt. Auf dieses Niveau sind die *limen*-Wendungen niemals herabgedrückt worden.“³⁹

Die Römer verehrten sogar einen eigenen Gott, der für die räumliche wie für die zeitliche Schwelle zuständig war: als Herrscher der Stadtmauern, Tore und Schlüssel, aber auch des Jahreswechsels. Diese Gottheit, Janus, wurde gelegentlich als Gastgeber (oder sogar Sohn) des Saturn – und somit als Mitbegründer des „Goldenen Zeitalters“ – verehrt. Als Zeit- und Schwellengott trug er zumeist einen Kopf mit zwei voneinander abgewandten Gesichtern, die gewissermaßen den gleichzeitigen Blick auf das vergangene und das künftige Jahr symbolisierten, aber auch auf das „Innerhalb“ und „Außerhalb“ der Stadt. In solcher Erscheinung eines „Zwillingsgottes“ erinnerte Janus nicht zuletzt an den Gründungsmythos Roms – die Erzählung von den Zwillingsbrüdern Romulus und Remus; tatsächlich soll der siegreiche Romulus den Janus-Kult eingeführt haben.

Die Verehrung des Janus wurde – nach einem Bericht des Schriftstellers Ambrosius Theodosius Macrobius (Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr.) – seit den Sabinerkriegen intensiviert. Damals ließ sich Roms Haupttor, die *porta Ianualis*, nicht schließen; die Torflügel öffneten sich immer wieder von selbst (was Ovid bekanntlich auf Interventionen der römerfeindlichen Göttin Juno zurückführte⁴⁰), sodaß die Stadt arg gefährdet war. Janus bewirkte jedoch bei seiner Pforte den ebenso plötzlichen wie massiven Ausbruch einer kochendheißen Quelle (man assoziiert unwillkürlich einen vulkanischen Geysir), und die Angreifer konn-

ten mit dieser Unterstützung zurückgeschlagen werden. Nach diesen Ereignissen habe sich, so Macrobius, der Brauch eingebürgert, die Tore des Janustempels in Friedenszeiten zu schließen und nur bei Kriegen zu öffnen.⁴¹

Daß Schwellen ebenso wie Mauern – eine „Schwelle“ ist die einzige Stelle in der Mauer, an der diese auch friedlich überwunden werden kann – mit Gründungsmythen assoziiert werden, ist im übrigen nicht ungewöhnlich: denn just bei einer Gründung spielt die Kreuzung zwischen der topologisch-profanen Horizontalen und der kosmologisch-sakralen Vertikalen eine besondere Rolle. Bau- und Schwellenopfer waren daher häufig Gründungsopfer; und noch Romulus' sagenhafte Totschlagung seines Zwillingsbruders Remus kann als Spur eines solchen Gründungsopfers gelesen werden.⁴²

Auch die Annalen der römisch-katholischen Kirche – oder die *Acta Sanctorum* (Akten der Heiligen) – enthalten zahlreiche Hinweise auf die Verwendung von Märtyrer-Reliquien zur Begründung der heiligen Orte und ihrer vielfach zitierten Schwellen. Manche Kirchen oder Städte dokumentieren die Geschichte ihrer Gründungen gar durch ihren Namen. So lesen wir – nicht ohne Überraschung – die Legende einer Gründungsvision, mitgeteilt in Dechant Cosmas' *Chronik von Böhmen* (aus dem 11. Jahrhundert). In Anwesenheit ihres Gemahls Přemysl und einiger edler Gäste weissagt Lubossa, die sagenhafte Seherin:

„*Sieh, ich erblicke die Stadt, ihr Ruhm reicht bis zu den Sternen, ein unscheinbares Dorf, in einem Walde gelegen, dreißig Meilen von hier, bespült von der Wlita-Wellen; gegen Norden schützt sie das in tiefem Thale rinnende Bächlein Brusnica,*

gegen Süden ragt ein hoher Berg empor, welcher wegen seiner Felsen Petrin genannt wird; derselbe krümmt sich wie ein Delphin oder Meerschwein und läuft bis zu dem genannten Bächlein fort. Wenn ihr dahin kommt, werdet ihr mitten im Walde einen Mann treffen, der für ein Haus die Schwelle anfertigt, und weil zu der niedern Schwelle sich auch große Herren neigen, sollt ihr, dem Vorgang entsprechend, die Stadt, welche ihr dort erbaut, Prag nennen. In dieser Stadt werden einmal zwei goldene Ölbäume wachsen, welche mit ihrem Gipfel bis in den siebenten Himmel reichen und in der ganzen Welt durch Zeichen und Wunder glänzen werden. Alle Stämme Böhmens und die übrigen Völker werden sie durch Opfergaben ehren und verherrlichen. Einer derselben wird ‚Größere Ehre‘, der andere ‚Heerestrost‘ genannt werden.‘ Sie würde noch mehr gesprochen haben, wenn der höllische Weissagergeist nicht von dem Gebilde Gottes entflohen wäre. Man begab sich aber sogleich in den alten Wald, und nachdem man an dem vorherbestimmten Ort das gegebene Zeichen gefunden hatte, wurde dort Prag, die Hauptstadt von ganz Böhmen, erbaut.“⁴³

Wie sich erraten läßt, bedeutet „prak“ oder „práh“ im Tschechischen nichts anderes als „Schwelle“.

SCHWELLENRITUALE UND -PRAKTIKEN

Die schönsten Mythen und Visionen bleiben freilich bloß Erzählstoffe für einen Abend am Kamin, solange sie nicht in Taten umgesetzt werden. Von der religionswissenschaftlichen Fraktion der „Ritualisten“ wurde darum stets die „Nachttraglichkeit“ der Mythen und Legenden unterstrichen; erst – so die These – ent-

wickelten sich Praktiken, Techniken und Rituale, danach wurden sie durch Geschichten abgeleitet, erklärt oder legitimiert.

In den müßigen Streit um die Priorität von Mythen oder Ritualen will ich mich nicht einmengen; evident scheint mir jedenfalls, daß etwa die mythischen Erzählungen über die Regentschaft des Janus oder die durch ihn bewirkte Eruption einer heißen Quelle in den Sabinerkriegen unvollständig blieben, sofern sie nicht durch Berichte von Ritualen und Praktiken ergänzt würden. Denn die Öffnung oder Schließung der Pforten des Janustempels oder die ubiquitäre Praxis der Römer, jedes Gebet und Opfer mit einer Anrufung des Janus – als dem „Tor“ zu den anderen Göttern – zu beginnen,⁴⁴ sorgten erst für die konkreten Anlässe einer dauerhaften Tradierbarkeit der Mythen und Legenden.

Rituale garantierten Kontinuität; sie können gewissermaßen als das sakral-liturgische „Handwerk“ betrachtet werden, das die Qualität einer bestimmten Operation sicherstellte.

Wir können Schwellenrituale und -praktiken nach zumindest drei Gesichtspunkten differenzieren.

Erstens müssen jene Vorkehrungen und Maßnahmen erörtert werden, die im konkreten Zusammenhang mit der Errichtung einer Schwelle ausgeführt wurden; an zweiter Stelle verdienen die Formen des rituellen Umgangs mit den bereits errichteten Schwellen unsere Aufmerksamkeit; und drittens schließlich sollen jene Zeremonien und Rituale kommentiert werden, die häufig „schwellenmetaphorisch“ interpretiert wurden, also beispielsweise die eingangs erwähnten *rites de passage*.

1. Die rituelle „Einweihung“ einer neu errichteten Schwelle gehört wohl zum Formenkreis der Bau- und Gründungsopfer.

Der magische Ort, an dem sowohl die Götter wie die unterweltlichen Dämonen erscheinen konnten, mußte „vertikalisiert“ werden, am besten durch die Vergrabung eines Opfers unter der Schwelle, das eine dauerhaft apotropäische (unheilabwendende) Wirkung ausüben sollte. Solche Praktiken wurden bis in die Neuzeit hinein durchgeführt.

„Unter der Schwelle eines 1625 erbauten Hauses fand man Geld und einen Hund eingemauert. An zwei andern Orten soll man unter der Schwelle Totengebein gefunden haben. Außerdem werden Hühnereier, lebende Hunde, Rinderschädel, Pferdefüße, Hufeisen usw. unter der Schwelle vergraben. In la Neuville (Normandie) läßt man einige Tropfen Blutes eines geschlachteten Huhnes auf die Schwelle des fertigen Neubaus fließen. Die Südslaven schlachten auf der Schwelle eines Neubaus irgendein Tier, sonst müßte noch vor Ablauf eines Jahres ein Hausgenosse sterben.“⁴⁵

Von der Praxis solcher „Bauopfer“ zeugt noch entfernt E. T. A. Hoffmanns Novelle *Das steinerne Herz*, in welcher von einem seltsamen Pavillon erzählt wird: „Am Ende des Gartens trittst du in einen finstern Hain von Trauerweiden, Hängebirken und Weymouthskiefern. Der Gärtner sagt dir, daß dies Wäldchen, wie man es von der Höhe des Hauses hinabschauend, deutlich wahrnehmen kann, die Form eines Herzens hat. Mitten darin ist ein Pavillon von dunklem schlesischen Marmor in der Form eines Herzens erbaut. Du trittst hinein, der Boden ist mit weißen Marmorplatten ausgelegt, in der Mitte erblickst du ein Herz in gewöhnlicher Größe. Es ist ein dunkelroter in den

weißen Marmor eingefugter Stein. Du bückst dich herab, und entdeckst die in den Stein eingegrabenen Worte: Es ruht!“⁴⁶

2. Natürlich konnten auch nachträglich allerlei Kadaver, Knochen oder Artefakte unter der Schwelle vergraben werden, beispielsweise um Viehseuchen zu bekämpfen.

„In Kärnten begräbt man, wenn alle anderen Mittel vergeblich waren, ein Stück des kranken Viehes, einen lebendigen Hund in der Oberpfalz, unter der Schwelle. Ebenso vergrub man in Oberösterreich, wenn man mit den Pferden dauernd Unglück hatte, ein lebendiges Pferd samt Kummer unter der Stallschwelle. Bei Viehsterben begräbt man ein gefallenes Kalb unter der Schwelle, so bleiben die anderen Tiere verschont. Bei Schweinesterben braucht man nur einem toten Schwein den Kopf abzuschlagen und unter die Schwelle zu vergraben. Statt des lebenden oder toten Tieres vergrub man in Kärnten auch eiserne Tiere, besonders wenn sie sich vorher schon an heiliger Stätte befunden hatten. Totgeborene Kälber vergrub man in England unter die Schwelle. [...] In Mecklenburg glaubt man, man müsse einen eben geborenen, noch blinden Hund unter der Schwelle eingraben, wenn man die Pferde das ganze Jahr gesund erhalten wolle. Kopf, Herz und Fuß eines kohlschwarzen Hahnes in einem dicht verschlossenen Topf unter der Schwelle vergraben, schützt das Haus vor Krankheit. Vergrabe eine schwarze Katze oder einen Raben unter der Stallschwelle, so soll deinem Vieh nie etwas zustoßen. Das muß geschehen, bevor der Kuckuck ruft. [...] Überreste von Hingerichteten unter der Schwelle verschaffen beständigen Haussegen. Legt man einen Maulwurf unter die Schwelle, so wird das

Vieh hübsch. Wer Glück haben will, legt einen Pfennig unter die Schwelle.“⁴⁷

Die Schwelle fungierte als magischer Ort. Was aber dem Schutz und Segen dienen sollte, ließ sich – nach den Regeln der Reziprozität – auch zur Schädigung einsetzen. Weiße, apotropäische Magie provozierte geradezu die Techniken der Schwarzen Magie (und umgekehrt).

„Schon im Altertum meinte man durch Vergraben verschiedener Dinge unter der Schwelle dem Feinde Schaden zuzufügen. Nägel vom Kopfbrett eines Leichensarges, unter die Schwelle gelegt, bringen dem Hausherrn die Abzehrung. [...] Man vergräbt das Haar eines Menschen vor der Schwelle; sobald er darüberschreitet, muß er sterben.“⁴⁸

Im Zuge der Hexenverfolgungen in der frühen Neuzeit wurden zahlreiche phantastische Formen des „Schwellenzaubers“ inventarisiert, wie an der gleichen Stelle vermerkt wird.

„Eine 1521 wegen Zauberei verbrannte Bäuerin gestand, sie habe unterm Galgen Totengebein aufgelesen, es mit Menschenhaar gebürstet und gebunden und unter der Schwelle vergraben. Dadurch sei eine Frau unfruchtbar, ein Mann impotent und sechs Hengste störrisch geworden. Hexen legen oder vergraben unter die Schwelle Totengebein, Haar und Nägel von Toten, das bewirkt unabwendbares Verderben. Die Milch wird durch Galgenholz unter der Schwelle vertan.“

Noch Pietro Andrea Mattioli, Leibarzt Kaiser Maximilians II. (reg. 1564–1576), widmete den unter der Schwelle verborgenen Gegenständen ein ganzes Kapitel seines Buches von *Heylung zauberischer Schäden*: „Ein Knecht sah, wie eine Frau ein Päckchen unter die Stallschwelle vergrub; er nahm es heraus und vergrub es unter die Schwelle der Frau, der nun ein

Stück Vieh nach dem andern starb. Als das Vieh behext war, ließ der Geistliche unter der Schwelle nachgraben; man fand drei weiße Schachteln, die man auf offenem Acker begrub, und das Vieh wurde gesund. Einem Bauer, der mit den Hühnern Unglück hatte, riet ein kluger Mann, das, was er unter der Schwelle vergraben fand, zu kochen; sie fanden ein großes Stück Fleisch und eine sehr große Kröte. [...] Als man die Schwelle zu einem neuen Hause legte, kam eine alte Frau und sah der Arbeit zu. Man wurde ein wenig ängstlich, aber die Schwelle wurde doch gelegt. Indessen starb die Tochter des Eigentümers noch im selben Jahr, da wurde die Schwelle wieder herausgenommen. Die Hostie wird zu Zauberkünsten unter der Schwelle vergraben. Wetzt man ein Messer auf der Schwelle, wo eine Schwangere wohnt, so geht das Kind zurück und ärztliche Hilfe ist nötig. [...] Eine Hexe wollte zur Kirche und befahl dem Mädchen beim Weggehen, etwas Milch von der besten Kuh in ein Loch der Schwelle zu gießen. Das Mädchen wollte, daß die Hexe entdeckt werde, und goß kochendes Wasser in die Schwelle. Da schrie die verbrannte Hexe aus Leibeskräften in der Kirche.“⁴⁹

Das Prinzip ist denkbar einfach und läßt sich – wie ein Algorithmus – auf die verschiedensten Lebensbereiche anwenden. Im zweiten Buch der *Fasti* (Festkalender, T. M.) kommentiert Ovid – mit der ihm eigenen Ironie – folgendes „Schwellenritual“:

„*Sieh doch das alte Weib inmitten der Mädchen dort sitzen! / Tacita* [einer Zaubergöttin, die „stumm macht“, T. M.] *opfert sie dort – hält aber kaum ihren Mund –, / Legt mit drei Fingern dreimal jetzt Weibrauch unter die Schwelle, / Wo eine kleine Maus heimlich genagt sich den*

Weg; / Bindet dann rings um die bleierne Spindel besprochene Fäden, / Sieben Bohnen, auch schwarz, dreht sie im Mund hin und her. / Dann, wenn mit Pech er beschmiert und mit eburner Nadel durchstochen, / Dörret sie der Mäna [kleiner, eingesalzener Fisch, T. M.] *Kopf, vorher vernäht, in der Glut, / Tröpfelt auch Wein noch darauf, und was übrig dann blieb noch vom Weine, / Trinkt mit den Mädchen sie dann – mehr freilich immer sie selbst! / Feindliche Zungen sind nun, und auch lästernde Mäuler, gebunden, / Murmelt die Alte und wankt völlig betrunken nach Haus.*“⁵⁰

Ovids Spott ist raffiniert; indem er über die magische Praxis zur Versiegelung feindlicher Stimmen lästert, demonstriert er zugleich, daß sie offenkundig nicht funktioniert: zumindest das „Lästermaul“ des Dichters wurde ja weder durch Weihrauch noch durch schwarze Bohnen „gestopft“.

Mag sein, daß der Verfasser der *Amores* (Liebeselegien, T. M.) oder der *Ars amatoria* (Liebeskunst, T. M.) die – gerade in der römischen Antike sehr verbreiteten – Praktiken des Liebeszaubers mit größerem Verständnis interpretiert hätte; nicht umsonst beklagt er häufig – wie am Ende der sechsten Liebeselegie – die grausamen Schwellen:

„*Kranz, komm du denn herab von trauernd hängenden Locken, / Hart auf der Schwelle von Stein liegt die übrige Nacht. / Findet am Morgen dich dort so hingestreckt meine Herrin, / Wirst du zeugen für so übel verflossene Zeit. / Du leb immerhin wohl und vernimm des Scheidenden Grußwort: / Schloss't einen Liebenden aus, träger, gemeiner, leb wohl! / Ihr auch, grausame, ihr mit samt eurer starrenden Schwelle, / Pfosten und hölzernes Tor, hartes, versklavtes – lebt wohl!*“⁵¹

Bei Liebes- und Hochzeitsritualen spielte, wie schon gesagt, die Überschreitung der Schwelle eine wichtige Rolle. Nach römischer Tradition mußte die Ehefrau über die Schwelle – *super limen* – getragen werden oder zumindest die Füße über die Schwelle heben; eine Berührung der Schwelle, gar ein Stolpern, wäre als schlechtes Vorzeichen für die Ehe gewertet worden.⁵²

„Unter die Aufnahme-riten bei der Hochzeit scheint früher ein Opfer an die Schwelle gehört zu haben. Die schwedische Braut auf der Insel Worms muß beim Eintritt in das neue Wohnhaus auf jede Schwelle eine Kupfermünze legen. In der französischen Schweiz wurde früher die Schwelle des Bräutigams ganz mit Öl eingerieben. In Bulgarien bestreicht die Braut alle Schwellen, die sie überschreitet, mit Honig. In Rumänien bestreicht sie die Schwellen mit etwas Butter und Honig, bei den griechisch orthodoxen Bosniern küßt die Braut die Schwelle und opfert einige Kupfermünzen, die dem gehören, der sie aufhebt. [...] Die Braut darf die Schwelle nicht betreten, sie wird *über die Schwelle gehoben*.“⁵³

Die liebesmagische Bestreichung der Schwelle wurde auch in der römischen Antike gern praktiziert; so heißt es beispielsweise in Theokrits Gedicht *Die Zauberin*:

„Magisches Rädchen, zieh in mein Haus du den Mann, den ich liebe! / Eidechse reib ich zu schlimmer Arznei und bring sie ihm morgen. / *Thestylis*, nimm du inzwischen die Opfer-Asche und reibe / Heimlich damit seine Schwelle ihm ein, solange noch Nacht ist. / Flüsternd sage dabei: ‚Ich zerreiße die Knochen des Delphis.‘ / Magisches Rädchen, zieh in mein Haus du den Mann, den ich liebe!“⁵⁴

Etwas weniger dramatisch klingt dage-

gen die Erzählung von der Versöhnung mit Cynthia, die Properz in der achten Elegie des vierten Buches seiner *Carmina* vorträgt:

„Dann räucherte sie alle Stellen aus, die von den weiblichen Gästen berührt worden waren, aber die Schwelle säuberte sie mit reinem Wasser; sie befahl mir auch, sämtliche Decken auszuwechseln, und dreimal betupfte sie mit brennendem Schwefel mein Haupt. Nachdem wir so das ganze Bettzeug erneuert hatten, gelobte ich Gehorsam, und übers ganze Bett bin begraben wir unseren Krieg.“⁵⁵

Wie sich von selbst versteht, sorgten die Schwellenrituale – spätestens bei der Hochzeit – für einen derartigen Nimbus, daß den Schwellen auch manch andere erotische „Effekte“ nachgesagt werden konnten: vom Bartwuchs bis zur *Peep-Show*.

„Wenn ein junger Mann gern einen Bart bekommen möchte, so soll er, gleich nachdem ein junges Mädchen durch die Tür gegangen ist, sich stillschweigend niederlegen und die Schwelle mit dem Mund scheuern. Nimm einen Eichenspan oder Holz und schreibe mit Hasenblut den Namen einer Frau auf die Schwelle, und wenn sie darübergeht, so hebt sie das Gewand auf bis zum Nabel.“⁵⁶

3. Wie Arnold VanGennep betont, wurden Schwellenrituale – in buchstäblicher oder übertragener Gestalt – in allen Situationen praktiziert, in denen es um soziale Trennungen, Übergänge und neue Angliederungen ging: also um Geburten, Initiationen, Hochzeiten oder Todesfälle. Bei den auf „Türen und Tore bezogenen Durchgangsriten“, so argumentiert VanGennep, handle es sich in jedem Fall um „echte Schwellenriten“; und er definiert „Reinigungsriten (waschen, reinigen

usw.)“ als „Trennungsriten“, die „von der alten Welt ablösen. Den Schluß bilden Angliederungsriten (Darbietung von Salz, gemeinsames Mahl). Die Riten, die an einer Türschwelle ausgeführt werden, sind daher keine Binderiten im eigentlichen Wortsinn, sondern Riten, die auf eine Verbindung vorbereiten und denen selbst wiederum Riten vorausgehen, die auf die Schwellenphase vorbereiten. Deshalb schlage ich vor, Riten, die die Trennung von der alten Welt gewährleisten sollen, als *Trennungsriten* zu bezeichnen, Riten, die während der Schwellenphase vollzogen werden, *Schwellen- bzw. Umwandlungsriten* zu nennen, und für Riten, die an die neue Welt angliedern, die Bezeichnung *Angliederungsriten* zu gebrauchen.“⁵⁷

Besonders deutlich lassen sich diese unterschiedlichen Erscheinungsformen der *rites de passage* am Beispiel der Toten- und Bestattungsrituale demonstrieren. Die „Trennungsriten“ unterstützen die Verarbeitung des aktuellen Schocks, der vom Eintritt des Todes – als dem Auftritt des Toten – hervorgerufen wird. Die „Schwellen- und Umwandlungsriten“ – die eigentlichen *rites de passage* – werden in der kurzen oder langen Zeitspanne zwischen Leben und Tod praktiziert, während die „Angliederungsriten“ einerseits den endgültigen Status des Toten und dessen dauerhafte „Einbürgerung“ im Schattenreich, andererseits aber die soziale Reintegration der trauernden Hinterbliebenen besiegeln. Dem Abschied (Trennung) folgt also eine letzte Fahrt (Passage) und eine Ankunft (Angliederung): Kaum ein anderes Bild hat sich im Laufe der Metaphorisierung des Todes stärker eingepreßt als das Bild der Reise. Justament den seßhaften Kulturen wurde der Tod als „Wanderung“ anschaulich; erst

ab jetzt machte es Sinn, den Gestorbenen mit Werkzeugen, Nahrung, Gebrauchsgegenständen, Münzen oder Talismanen auszurüsten. Die meisten Grabbeigaben sind Reiseutensilien.⁵⁸

Die „letzte Reise“ mußte – gerade im Blick auf die Schwellen – mit besonderer Sorgfalt veranstaltet werden. „Der Sarg soll beim Hinaustragen dreimal auf die Schwelle (auf alle Schwellen des Hauses) niedergesetzt werden. Als Grund wird angegeben, daß der Tote in diesem Hause kein Recht mehr habe; damit der Tote die Schwelle nicht mehr überschreite; damit der Segen des Verstorbenen im Hause bleibe. In Abtsgemünd wird der Sarg nur noch bei der Beerdigung eines Kindes dreimal auf die Schwelle gestellt. Hier tut man es, damit das tote Kind nicht eines aus der Familie nachhole. [...] Anderwärts aber darf der Sarg die Schwelle *nicht berühren*, damit der Tote nicht am Geistersitz haften bleibe, nicht niedergesetzt werden, weil sonst alle im Hause sterben müßten. Der Sarg wird in solchen Gebieten beim Herausragen an der Schwelle dreimal gesenkt, oder man zeichnet durch Hin- und Herschwenken des Sarges drei Kreuze über die Schwelle, damit der Tote nicht wiederkehrt.“⁵⁹

Spezifische Probleme ergaben sich anlässlich von Selbstmorden oder Hinrichtungen, denn die Leichen von „Missetätern und Selbstmördern“ durften nicht „über die Schwelle getragen“, sondern mußten „unter der Schwelle aus dem Haus gebracht werden“. Neben der „Angst vor dem Toten, der so den Weg nicht zurückfinden sollte“, spielte wohl auch die „Vorstellung mit, daß die Schwelle nicht unreinigt werden dürfe“.⁶⁰ Gelegentlich mußten die Schwellen sogar entfernt und ersetzt werden.

Diese auffällige Bedeutung der Schwellen

im Rahmen von Bestattungsritualen könnte vielleicht auf die ältere Praxis zurückgeführt werden, die Toten unter der Schwelle zu begraben; ursprünglich waren sie ja im Haus – unter dem Herd oder unter den Bettstellen – beerdigt worden, und der nachfolgende Brauch, sie unter der Schwelle zu bestatten, entsprach womöglich dem Bedürfnis, die Toten mehr ins Freie zu schaffen. „Im Zusammenhang damit kann erwähnt werden, daß in Kleirußland ungetauft verstorbene Kinder unter der Schwelle begraben werden, und daß man bei der Bestattung von Kindern alte Begräbnissitten besonders lange bewahrt hat. Totgeborene Kinder werden ebenfalls in Zentral- und Nordindien unter der Schwelle begraben.“⁶¹

NACHWORT: TRAUMPFAD UND REISESCHWELLEN

Schwellenriten sind nicht zuletzt – wie sich anhand der Totenriten, aber auch am Beispiel der *Odyssee* besonders deutlich beobachten läßt – *Reiserituale*.

Gereist wird erst in den Jahrtausenden seit der „neolithischen Revolution“. Zuvor zogen Jäger und Sammlerinnen durch dünnbesiedelte Territorien, in regem Austausch mit anderen Gruppen. Ihnen verdeutlichte sich die Differenz zwischen Stillstand und Mobilität einerseits durch den jahreszeitlich bedingten Wechsel zwischen Wanderschaft und stationären Aufhalten in Höhlen oder Lagerhütten, andererseits durch den häufigen Umschlag der Bewegungsformen und -motive selbst: Die Jagd konnte sich rasch in die Ruhe des Wartens verwandeln, während die Flucht mitunter im Totstellreflex erstarrte. Jagd und Flucht mochten darüber hinaus rasch ineinander übergehen. Die

Tierherden, die gerade noch getrieben wurden, wendeten sich plötzlich gegen ihre Verfolger: Die flüchtende Menschengruppe lernte, daß der „auf der Flucht ursprünglich unbeabsichtigt abgetretene Stein, das Geröll, das Verfolger irritierte, verletzte, vielleicht tötete“,⁶² auch planmäßig gerollt oder geworfen werden konnte.

Die Jäger und Sammlerinnen „reisten“ nicht wirklich; sie waren stets zugleich unterwegs und zu Hause. Sie nahmen unentwegt ihre „Heimat“ mit; nicht umsonst waren die eurasischen Hirtennomaden davon überzeugt, ihre Zeltstangen als kultisch relevante Zentren und Mittelpunkte an den jeweiligen Standorten aufzurichten zu können. Der Himmel erschien ihnen wie ein Zelt, aufgespannt über dem Boden der Erde, gestützt von einer Weltssäule, einem Lebensbaum, der – wie schon erwähnt – als *axis mundi* Himmel und Erde verbindet. „Gereist“ wurde vertikal – in Visionen und im Traum. Auch die Jäger und Sammlerinnen des australischen Kontinents „reisen“ nicht – wie wir – in der Horizontale; sie bewegen sich vielmehr in einer Art „Traumzeit“, in der sie auf zahlreichen, höchst komplexen „Songlines“ die magische Erschaffung der Welt durch ihre Ahnen wiederholen.⁶³ Sie glauben, durch ihr buchstäblich *nomadisches* Singen – das griechische Wort *nomos* bezeichnet zugleich den Boden, das Gesetz und den Gesang – die Welt zu erneuern und am Leben zu erhalten.

Gereist wurde – wie erwähnt – erst, nachdem die Menschen sesshaft geworden waren, anders gesagt: nachdem sie ihre Städte, Häuser, Türen und Schwellen errichtet hatten. Erst seit damals entwickelte sich eine Funktionsordnung des Reisens, die an Arnold VanGenneps Systematisierung der Rituale erinnert: ein Arran-

gement, gebildet aus Abreise, Passage, Ankunft (am fremden Ort), erneuter Abreise, Passage und Heimkehr. So reiste etwa Odysseus. Dem kriegerisch motivierten Abschied von Ithaka und seiner treuen Gattin Penelope folgten viele Jahre der gefährlichen Fahrten, der Ankunft auf verschiedenen Inseln, schließlich der Rückkehr (und der Tötung der gefräßigen Freier). Auf vergleichbare Weise „reisten“ auch die Kinder Israels, nachdem sie Ägypten (mit seinen „Fleischtöpfen“) verlassen hatten und durch die Wüste gewandert waren, um zuletzt das „Gelobte Land“ zu erreichen.

Diese Ordnung des Reisens setzt ein seßhaftes Leben der Menschen voraus, sodaß die Mobilität „ihre verändernde Energie in der Abfolge der verschiedenen Erfahrungen von Abreise, Unterwegssein und Ankunft“ überhaupt erst zu entfalten vermag. „Die Abreise löst die Individuen aus ihrem vertrauten Zusammenhang heraus, die Passage ist die Bewegung im Raum, die Ankunft schafft neue Bindungen und Identifizierungen zwischen Fremden und eine neue Einheit zwischen dem Selbst und dem Kontext. Jedes dieser Ereignisse hat seinen ganz besonderen Charakter und muß für sich genommen betrachtet werden.“⁶⁴

Alle Abschnitte einer Reise kommentieren die zitierte Dreiheit der *rites de passage*. „Eine Abreise kann zum Beispiel die Antwort auf die Bedürfnisse nach Loslösung und Ungebundenheit, Läuterung, Freiheit, ‚Individualität‘, Flucht oder Selbstfindung sein. Die Passage stillt und erzeugt ein Bedürfnis nach Bewegung, kann aber auch andere, neue Bedürfnisse wecken: nach Stabilität in einem Zustand des Ungleichgewichts, nach fester Orientierung in einer in ständigem Fluß befindlichen Welt, nach Beständigkeit inmitten

des Wandels. Die Ankunft befriedigt das Bedürfnis nach menschlichen Kontakten und Bindungen, nach Zugehörigkeit, nach Definition, ja sogar nach Eingrenzung, und kann wiederum ein wachsendes Bedürfnis nach Abreise, Freiheit und Flucht wecken. Zusammengenommen mögen diese Bedürfnisse gegensätzlich und widersprüchlich erscheinen; anders jedoch, wenn sie in ihrer Abfolge im Rahmen einer Reise erfahren werden. Hierin liegen vielleicht der nie endende Reiz und die Verlockung des Reisens – es überwindet die Logik des Widerspruchs, die die Logik des festen Ortes ist, und löst sie auf in eine zeitliche Abfolge, in Veränderung und Verwandlung.“⁶⁵

Vielleicht birgt der metaphorische Bedeutungstransfer von den Stadt- und Haus-schwellen zu den Schwellen der Eisenbahn – hölzernen früher, heute eisernen und steinernen zugleich – einen tieferen Sinn. Er könnte uns an die verwandelnden Übergänge, *rites de passage*, erinnern, die bei jeder wirklichen Reise erfahren werden. Wer heute reist, sollte wenigstens ansatzweise verstehen können, was Albert Camus meinte, als er in sein Tagebuch eintrug: „Was den Wert des Reisens ausmacht, ist die Angst. Denn in einem gewissen Augenblick, so fern von unserer Heimat, von unserer Sprache, überfällt uns eine unbestimmte Angst, und wir empfinden unwillkürlich das Verlangen, in den Schutz unserer alten Gewohnheiten zurückzukehren. Das ist das augenfälligste Ergebnis des Reisens. In diesem Moment fiebern wir und sind zugleich durchlässig. Der geringste Stoß erschüttert uns bis auf den Grund unseres Wesens.“ Gegen die Ideologie der Vergnügungsreisen – und ihrer jüngsten Varianten, die sich im Suchtme-

chanismus prinzipiell unabschließbarer Steigerungen fangen – betonte Camus den Schwellencharakter des Reisens. „Es gibt kein Vergnügen des Reisens: Ich möchte eher eine Askese darin sehen. Das Vergnügen lenkt uns von uns selbst ab. Das Reisen, das gleichsam eine höhere und ernstere Wissenschaft ist, führt uns zu uns zurück.“⁶⁶

Anmerkungen

1 Vgl. Arnold VanGennep: *Übergangsriten* [Les rites de passage]. Übersetzt von Klaus Schomburg und Sylvia M. Schomburg-Scherff. Frankfurt am Main–New York, Campus / Paris, Edition de la Maison des Sciences de l’Homme 1986. Vgl. auch Victor W. Turner: *The Ritual Process. Structure and Anti-Structure*. The Lewis Henry Morgan Lectures 1966. Ithaca/New York, Cornell University Press 1977.

2 Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*. Gesammelte Schriften. Band V, 1. Herausgegeben von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1982, S. 516.

3 Ebd. S. 283.

4 Dieter Claessens: *Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie*. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1980, S. 60 f.

5 Ebd. S. 61.

6 Ebd.

- 7 André Leroi-Gourhan: *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Übersetzt von Michael Bischoff. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1980, S. 396.
- 8 Ebd. S. 397.
- 9 Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1973, S. 1.
- 10 Hans Peter Duerr: *Sedna oder Die Liebe zum Leben*. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1984, S. 237.
- 11 Jost Herbig: *Nabrung für die Götter. Die kulturelle Neuerschaffung der Welt durch den Menschen*. München–Wien, Carl Hanser 1988, S. 197.
- 12 Ebd.
- 13 Ebd. S. 196 ff.
- 14 Ebd. S. 204.
- 15 André Leroi-Gourhan: *Hand und Wort*. A.a.O. S. 227.
- 16 Jost Herbig: *Nabrung für die Götter*. A.a.O. S. 207.
- 17 Hesiod: *Theogonie – Werke und Tage*. Herausgegeben und übersetzt von Albert von Schirnding. Zürich–München, Artemis & Winkler 1991, S. 61/63. Vers 744–757.
- 18 Ebd. S. 65/67. Vers 807–814.
- 19 Vgl. Giorgio de Santillana / Hertha von Dechend: *Die Mühle des Hamlet. Ein Essay über Mythos und das Gerüst der Zeit*. Übersetzt von Beate Ziegs. Wien–New York, Springer² 1994.
- 20 Homer: *Ilias*. Übersetzt von Hans Rupé. München, Heimeran 1961, S. 249. VIII. Gesang, Vers 10–16.
- 21 Hesiod: *Theogonie – Werke und Tage*. A.a.O. S. 59. Vers 722–725.
- 22 Vgl. Homer: *Ilias*. A.a.O. S. 475. XIV. Gesang, Vers 173; S. 731. XXI. Gesang, Vers 438; S. 735. XXI. Gesang, Vers 505.
- 23 Ebd. S. 299. IX. Gesang, Vers 404–405.
- 24 *Homerische Hymnen*. In: Griechische Lyrik. Herausgegeben und übersetzt von Dietrich Ebener. Berlin–Weimar, Aufbau-Verlag 1980, S. 24.
- 25 Ebd. S. 6.
- 26 Apollonios von Rhodos: *Das Argonautenepos*. Übersetzt und herausgegeben von Reinhold Gleis und Stephanie Natzel-Gleis. Band I. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft [Texte zur Forschung. Band 63] 1996, S. 99. II. Buch. Vers 424–426.
- 27 Homer: *Odyssee*. Übersetzt von Anton Weiher. München, Heimeran 1955, S. 11. I. Gesang, Vers 102–105.
- 28 „Also sprach er [Hephaistos], da kamen am Haus mit der erzenen Schwelle / Sämtliche Götter zusammen ...“ Ebd. S. 211. VIII. Gesang, Vers 321–322.
- 29 Ebd. S. 179. VII. Gesang, Vers 81–90.
- 30 Ebd. S. 473/475. XVII. Gesang, Vers 336–341.
- 31 Ebd. S. 481. XVII. Gesang, Vers 466–467.
- 32 Ebd. S. 557. XX. Gesang, Vers 257–259.
- 33 Ebd. S. 569. XXI. Gesang, Vers 43–44.
- 34 Ebd. S. 591. XXII. Gesang, Vers 1–3.
- 35 Zu den bau- und technikgeschichtlichen Details vgl. z.B. Wolfgang Müller-Wiener: *Griechisches Bauwesen in der Antike*. München, C. H. Beck 1988, S. 104 ff.
- 36 Homer: *Odyssee*. A.a.O. S. 347. XIII. Gesang, Vers 4–6.
- 37 Nonnos (aus dem ägyptischen Panopolis, in der zweiten Hälfte des 5. nachchristlichen Jahrhunderts) erwähnt in seinen 48teiligen *Dionysiaka* einmal sogar eine „bronzene Schwelle“: „Meisterhaft schuf Hephaistos den Bau. Der lemnische Künstler / hatte ihn, treu myrinäischer Technik, mit vielfachem Zierat / einst für Elektras Hochzeit errichtet. Neu wirkte das Ganze, / trefflich gearbeitet war die bronzene Schwelle.“ Zitiert nach: Nonnos: *Werke in zwei Bänden*. Herausgegeben und übersetzt von Dietrich Ebener. Band I. Berlin–Weimar, Aufbau-Verlag 1980, S. 49.
- 38 Karl Meister: *Die Hausschwelle in Sprache und Religion der Römer*. Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Abteilung 1924/25. Abhandlung III. Heidelberg, Carl Winter 1925, S. 46. Vgl. auch den Hinweis auf Karl Meisters Überlegungen in: Walter Benjamin: *Das Passagen-Werk*. A.a.O. S. 522.
- 39 Karl Meister: *Die Hausschwelle in Sprache und Religion der Römer*. A.a.O. S. 20.
- 40 Vgl. Ovid: *Metamorphosen*. Übersetzt und herausgegeben von Erich Röscher. München, Heimeran 1964, S. 553. Buch XIV, Vers 775–804.
- 41 Vgl. Wilhelm Heinrich Roscher: *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*. Band II. 1. Abteilung. Leipzig, Teubner 1890–1894, Spalte 18. (Zum Thema „Janustempel“ siehe auch den Beitrag *An der Schwelle zu Krieg und Frieden. Oper im Zeichen des Janus* von Hans Georg Nicklaus in diesem Buch, S. 273 ff., Anm. d. Red.)
- 42 Vgl. Hyam Maccoby: *Der Heilige Henker. Menschenopfer und das Vermächtnis der Schuld*. Übersetzt von Eva Heim. Sigmaringen, Jan Thorbecke 1999.
- 43 *Des Dekans Cosmas (Cosmas decanus Pragensis) Chronik von Boehmen (Chronicae Bohemorum libri tres)*. Nach der Ausgabe der *Monumenta Germaniae* übersetzt von Georg Grandaur. Leipzig, Dyk 1895, S. 21.
- 44 „In Rom ward jedes Gebet, jedes Opfer, jede große Feierlichkeit mit einem Gebet, einem Opfer für Janus angefangen, denn dieß war gleichsam das Thor, wodurch die Bitten Eingang zu den andern Göttern fanden.“ Aus: Wilhelm Vollmer: *Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Fabel- und Götter-Lehre aller Völker der alten und neuen Welt*. Stuttgart, Hoffmann 1836, S. 914.
- 45 Hanns Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Band

- VII. Berlin–Leipzig, Walter de Gruyter 1935/1936, Spalte 1514 f.
- 46 Ernst Theodor Amadeus Hoffmann: *Das steinerne Herz*. In: Derselbe, *Fantasie- und Nachtstücke*. Herausgegeben von Walter Müller-Seidel. München, Winkler 1960, S. 588.
- 47 Hanns Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Band VII. A.a.O. Spalte 1515 f. und 1525.
- 48 Ebd. Spalte 1526.
- 49 Ebd. Spalte 1526–1528.
- 50 Ovid: *Fasti. Festkalender Roms*. Übersetzt und herausgegeben von Wolfgang Gerlach. München, Heimeran 1960, S. 101. II. Buch, Vers 571–582.
- 51 Ovid: *Liebesgedichte – Amores*. Übersetzt von Walter Marg und Richard Harder. München, Heimeran 1962, S. 23. I. Buch. 6. Elegie, Vers 67–74.
- 52 Karl Meister: *Die Hausschwelle in Sprache und Religion der Römer*. A.a.O. S. 15 ff.
- 53 Hanns Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Band VII. A.a.O. Spalte 1520.
- 54 Theokrit: *Gedichte*. Übersetzt von F. P. Fritz. München, Heimeran 1970, S. 21, Vers 57–63.
- 55 Properz/Tibull: *Liebeselegien. Carmina*. Neu herausgegeben und übersetzt von Georg Luck. Zürich–Düsseldorf, Artemis & Winkler 1996, S. 261. Properz: IV. Buch. 8. Elegie, Vers 83–88.
- 56 Hanns Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Band VII. A.a.O. Spalte 1533.
- 57 Vgl. Arnold VanGennep: *Übergangsriten* [Les rites de passage]. A.a.O. S. 29.
- 58 Ebd. S. 142–159.
- 59 Hanns Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Band VII. A.a.O. Spalte 1522.
- 60 Ebd. Spalte 1517.
- 61 Ebd. Spalte 1512.
- 62 Dieter Claessens: *Das Konkrete und das Abstrakte*. A.a.O. S. 63.
- 63 Vgl. Bruce Chatwin: *Traumpfade* [*The Songlines*]. Übersetzt von Anna Kamp. München–Wien, Carl Hanser 1990.
- 64 Eric J. Leed: *Die Erfahrung der Ferne. Reisen von Gilgamesch bis zum Tourismus unserer Tage*. Übersetzt von Hans H. Harbort. Frankfurt am Main–New York, Campus 1993, S. 34 f.
- 65 Ebd.
- 66 Albert Camus: *Tagebücher 1935–1951*. Übersetzt von Guido G. Meister. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt 1972, S. 14.

RUDERBÄNKE, PLATTFISCHE UND FAULPELZE: EIN STREIFZUG DURCH GESCHICHTE UND BEDEUTUNG DES WORTES SCHWELLE

SERGIUS KODERA

Das Wort *Schwelle* läßt uns zunächst an Türschwellen aus Holz oder Stein denken, ebenso ist die übertragene Bedeutung von „auf der Schwelle stehen“ im Sinne von „kurz vor einer Veränderung sich befinden“ offensichtlich. In engerem Zusammenhang mit dem vorliegenden Buch gibt der *Duden* 1999 zudem folgende Definition: „aus Holz, Stahl oder Stahlbeton bestehender Teil einer Gleisanlage, auf dem die Schienen befestigt sind; Bahnschwellen.“¹ Die Geschichte des Wortes *Schwelle* geht weit zurück. Schon das altgriechische *selma*, *selmatos* bedeutet „Balken, Gebälk, Gerüst, besonders aber Schiffsverdeck, Ruderbank“; *selis* steht für den „Querbalken eines Gebäudes, Schiffes“, aber auch für „in die Quere laufende Bank oder Sitzreihe im Theater“. Für „Schwelle“ in unserem Sinn gibt es zwei Worte: *bathmos* als Allgemeinbegriff und *oudòs* (*ou hodòs* heißt wörtlich übersetzt „Nicht Weg“) für die Schwelle eines Hauses oder eines Zimmers.

Das lateinische *solea* bezeichnet – dem Griechischen durchaus ähnlich lautend – zunächst einmal die „Schnürsohle“ (gemeint sind jene Sandalen, die man nur daheim trägt und beim Essen ablegt) sowie den „Plattfisch“, landläufig bekannt als Scholle. Dieses Wort wird später in den romanischen Sprachen vermengt mit dem lateinischen *solum*, das heißt (Fuß-)Boden, Grund, (Fuß-)Sohle: im Italienischen wird

es zu *soglia*, im Spanischen zu *suela*, im Französischen zu *seuil*, auch im Sinne von Schwelle und Balken.

Altfranzösisch bedeutet *sule* auch Balken, vor allem „Lagerbalken einer Brücke“. Dies gilt heute noch für die eben erwähnten Begriffe *soglia* und *seuil*, wobei das französische Wort *seuil* auch für „Verstärkungsholz am Ende eines Bootes“ gebraucht wird sowie für den (Haus-) Eingang; die Redensart „*de seuil en seuil*“ bedeutet daher: „von Haus zu Haus“.

Für die Eisenbahnschwelle hingegen sagt man im Französischen *traverse* und im Italienischen *traversina*; im Spanischen verwendet man die Bezeichnungen *traviesa* oder *durmierte* – analog zum englischen „Schläfer“, auf den noch zurückzukommen sein wird; im Neugriechischen heißt die Bahnschwelle *traversa*, im Russischen III п á л а und im Tschechischen *práb*.

Im Deutschen hat die „Schwelle“ umfassende Bedeutung. Laut etymologischem Lexikon der Brüder Grimm ist die Schwelle „ein grundbalken, waagrechte grundlage eines aufbaus. [...] die zu grunde liegende wurzel ist wol nicht schwellen, sondern eine besonders gleichlautende wurzel (svelo-) in der bedeutung ‚gründen‘“. Wolfgang Pfeifers *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen* verrät unter dem Eintrag *Schwelle* zunächst, daß es sich dabei um „waagrecht

liegende balken“ handelt – als untere Begrenzung eines Türrahmens sowie als Befestigung für Eisenbahnschienen.

Zur Wortgeschichte erklärt uns dieses Wörterbuch ferner, *Schwelle* sei indogermanischen Ursprungs, abgeleitet von *sel-* oder *suel-*, „Balken, Brett, aus Hölzern Hergestelltes“; im Germanischen habe es die Bedeutung „Grundbalken“ (eines Hauses, eines Bauteils). Alle diese Ableitungen sind allerdings nicht unumstritten. Fest steht, daß die „Schwelle“ allgemein der Fundamentierung, der Befestigung dient, und so wird verständlich, wieso der Begriff im Deutschen – im Unterschied zu anderen Sprachen, wie oben gezeigt – auch im Bahnbau verwendet wird.

Im Althochdeutschen bezeichnet *swelli* „Türschwelle, Fußgestell, Sockel“. Im 13. Jahrhundert entstehen die Begriffe *swella* oder *swelle* für „Balken zum Hemmen, Schwellen des Wassers“ und allgemein für „Balken, Grundbalken“. *Schwelle* bezeichnet auch jene Hölzer, die in Bergwerkstollen *über* den Pfahlbäumen liegen; doch meistens steht das Wort im Deutschen für *Türschwelle*, also für den Querbalken, der die Pfosten *unten* verbindet.

Die *Welle* hingegen ist verwandt mit *Wälzen* (althochdeutsch: *wella*) und kommt von *Wasserwoge*; mit „Schwelle“ besteht keine Verwandtschaft. Gleiches gilt vom Verb *schwellen*, das aus dem *Schwall* (mit-

telhochdeutsch: *swal*) hervorgeht; der Stamm hat keine gesicherten außgermanischen Beziehungen. Aus diesem Wortstamm (*swal*), der nicht mit „Schwelle“ (*suel*) verwandt ist, geht der Begriffskomplex *Geschwulst*, *Schwiele* (Schwelle), *Schwulst* hervor.

Im Altenglischen bedeutet *saelma* (angelsächsisch: *selmo*) „hölzernes Bett, Bettgestell“. Das heutige englische *sill* bezeichnet einen massiven horizontalen Holzbalken, der, besonders bei Fachwerkhäusern, als Fundament einer Wand dient. Weiters bezeichnet *sill* die Fensterbank (*window sill*), die Türschwelle, den Grundbalken eines Wehres oder eines Docks, aber auch den unteren Teil einer Titelseite sowie den erdnahen Teil einer Hecke. Im Amerikanischen steht *sill* außerdem für das Grundgerüst eines Pferdewagens oder eines Eisenbahnwaggon.

Für Schwelle im allgemeinen Sinn ist im Englischen das Wort *threshold* gebräuchlicher; *thresh* – der erste Teil des Wortes – kommt von „treten“ oder „trampeln“, die Bedeutung der Endung ist unklar.²

Eine Verbindung von Schwelle und Eisenbahn, wie im Deutschen, besteht im Englischen nicht. Hier gibt es eigene Bezeichnungen für Eisenbahnschwellen: *tie* im Amerikanischen (von: zusammenbinden) und *sleeper* (Schläfer) im Britischen. Ursprünglich besaß letzterer Begriff die Bedeutung von „starkem horizontalem Träger“, „Grundbalken“, der eine Wand, den Boden oder einen anderen gewichtigen Bestandteil eines Bauwerks stützt; im 16. Jahrhundert bezeichnete *sleeper* dann auch eine „Geschützlafette“; 1789 fand der Begriff *Schwelle* schließlich auch in anderen Bereichen der Technik Verwendung.

Die bis jetzt genannten Bedeutungen von *Schwelle* verweisen auf die Verwendung des Wortes in Zusammenhängen der tech-

nischen Entwicklung: Haus-, Wagen- und Schiffsbau, die Konstruktion von Wehren – sie alle sind High-Tech-Unternehmungen des vorindustriellen Zeitalters. Auffallend dabei ist, daß *Schwelle* meist einen horizontalen Bauteil bezeichnet. (In dieses an der Waagrechten orientierte Konzept paßt übrigens hervorragend, daß *sleeper* im Englischen auch „Faulpelz“ und – neuerdings überaus aktuell – „schlafende“, d. h. auf ihren Einsatz wartende Agenten bedeutet.)

Die sprachliche Verbindung der Schwelle mit dem Horizontalen, dem „Bodenständigen“, ist aber keineswegs in allen Kulturen anzutreffen. Im Chinesischen beispielsweise, also in einem dem Indoeuropäischen überhaupt nicht verwandten Sprachkreis, heißt Türschwelle *men kan*:

門 檻 men – kan

Das Zeichen *men* bedeutet *Türe*, *kan* bedeutet *Geländer*, *Gitter*, *Käfig* und auch *Schwelle*. Hier ist also eher eine Verbindung mit vertikal aufragenden Objekten, wie etwa Gerüsten, gegeben als mit dem (europäischen) Konzept der Fundamentlegung.

Die Eisenbahnschwelle heißt chinesisch *zhen mu*:

枕 木 zhen – mu

Sie erlaubt allerdings eine entfernte Assoziation mit dem *sleeper*, dem horizontalen Faulpelz: *mu* bedeutet Holz, *zhen* steht für *Polster* (den Kopf ruhen lassen), *Block* sowie eine *Stange*, an die das Vieh gebunden wird.

Aber nun aus dem Fernen Osten wieder zurück in den europäischen Sprachbereich: Der Begriff *Schwelle* hat, abgesehen von seinen technischen und baulichen

Anwendungen, auch übertragene Bedeutungen, etwa als Grenze, an der etwas beginnt oder endet, als Übergang, Veränderung und Wechsel. Hier bietet vor allem die Literatur viele Beispiele.

So bezeichnet in Dantes anfangs des 14. Jahrhunderts verfaßter *Göttlicher Komödie* (*Divina comedia*) die schon erwähnte *soglia* „Begrenzung, Eingrenzung“: Im neunten Gesang der Hölle (Inferno) spricht Italiens Dichtervater von der „schrecklichen Schwelle“ für Schwelle im allgemeinen Sinn – *l'orribil soglia*.³

Johann Heinrich Voß, der deutsche Dichter und Übersetzer von Homer, Ovid und anderen antiken Autoren, verwendete den Begriff etwa in seiner Übertragung von Vergils *Äneis* für das lateinische *limen* (Schwelle, Grenze):

*Zwo sind Pforten des Krieges [...],
hundert eberne Hebel, und ewige Barren
des Eisens*

*Schließen sie, niemals weicht von der
Schwelle der hütende Janus⁴,
Wenn nun Kämpfe gebot die entscheidende
Stimme der Väter, geht er
selbst, im Quiriniusgewand' und
gabinischem Aufschlag,
feierlich, aufzuschließen die knarrenden
Schwellen, der Konsul.*

(Gesang 7, vv. 607–613)

In Franz Grillparzers Trauerspiel *Sappho* heißt es:

[...] die Bewohner dieser Insel, [...] sind stets bereit beim ersten Hülfesruf, in Waffen zu beschützen Sappho's Schwelle. (IV/5)

Friedrich Rückert schreibt von des „Jahres Schwelle“:

*o sel'ge Doppelhelle
von wunderbarem Schein,
an jedes Jahres Schwelle,
mir leuchtend aus und ein.*⁵

Zugleich kann *Schwelle* auch den Beginn

einer neuen Entwicklung, eines Geschehens bezeichnen. Wir lesen bei Jean Paul: „[...] dreierlei macht aber den Autoren das Leben sauer, erstlich der Anfang, weil sie gleich an der Schwelle mit Wolken und Juwelen vor den Lesern blitzen wollen.“⁶

Die Schwelle steht auch für den Zeitpunkt, an dem man aus einem Zustand heraus- und in einen anderen übertritt. So lesen wir bei Lukian, einem Schriftsteller der griechischen Antike, in der deutschen Übersetzung des Dichters Christoph Martin Wieland:

„womit könntest du dich entschuldigen, daß du in einem so hohen Alter, und sozusagen an der Schwelle des Lebens, dich selbst in eine so unedle Dienstbarkeit gesteckt hast?“⁷

Auch das französische *seuil*, das wir schon kennengelernt haben, bedeutet Übergang von einem Zustand in den anderen, in eine neue Situation, und zwar nicht nur in der literarischen, sondern auch in der wissenschaftlichen Sprache. Im Deutschen verwendet man den Ausdruck „Schwellenländer“ für Entwicklungsländer, die „an der Schwelle“ zum Industriestaat stehen.⁸ In der Geographie bezeichnen *Schwellen* „flache, keine deutlichen Ränder aufweisende submarine oder kontinentale Aufwölbungen der Erdoberfläche“.⁹ In der Physiologie bezeichnet *seuil* den Intensitätsgrad eines Reizes, der geeignet ist, eine Wahrnehmung hervorzurufen. Und auch im Deutschen spricht man ja von *Wahrnehmungs-* und *Reizschwelle*.

Auf daß unsere geneigten Leserinnen und Leser nicht zu guter Letzt in Versuchung geraten – einer weiteren Bedeutung des Wortes gemäß –, die *Hemmschwelle* zu überwinden, bei welcher ihnen der Geduldsfaden mit der Etymologie reißen könnte, wollen wir unseren sprachkundlichen Exkurs zum Thema *Schwelle* an dieser Stelle beenden.

Anmerkungen

- 1 *Duden* 1999, Vol. 8, col. 3482/3.
- 2 Altenglisch: *perscold*, *perxold*, verwandt mit den mittelhochdeutschen Begriffen *dri-schuwel*, *durschufel*.
- 3 „o cacciati del ciel, gente dispetta‘/cominciò egli in su l’orribil soglia“. Inferno IX 92.
- 4 Lat. *ianua* bedeutet Hauseingang, Türe, Öffnung; das Wort leitete sich vom Altindischen *Yati*, „geht“, ab. *Ianua* hat eine Verbindung mit *Ianus*, dem alten italischen Gott der Türen und Tore; sein Bild erscheint hauptsächlich auf Münzen als Doppelkopf (*Ianus Bifrons*), und ihm war der Monat Januar heilig (Ovid, *Fasti*, 2, 48), ebenso wie ihm alle Anfänge geweiht waren.
- 5 *Morgen-Abendstern*. In: Friedrich Rückert, *Gedichte*. Frankfurt am Main 1841, S. 239.
- 6 Jean Paul: *Leben Fibels*. Nürnberg 1812, S. 85.
- 7 Lukian von Samosata: *Sämtliche Werke*. Übersetzt von Christoph Martin Wieland. Leipzig 1788, S. 173.
- 8 *Fischer Weltalmanach* 1996. Frankfurt am Main, Sp. 952.
- 9 *Duden* 1999, Vol. 8, col. 3483.

Verwendete Literatur

Duden: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. Herausgegeben vom Wissenschaftlichen Rat der Duden-Redaktion [Red. Bearb.: Werner Scholze-Stubenrecht u.a.]. Mannheim–Wien [u.a.] 1999 (3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage).
Gemoll, Wilhelm: *Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch*. München–Wien [u.a.], Freytag [u.a.] 1988 (9. Aufl., Neuaufl., durchges. und erw. von Karl Vretska), XIX, 860 S.
Georges, Karl Ernst: *Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch: aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel* / ausge-

arbeitet von Karl Ernst Georges. 2 Bände. Hannover 1998 (unveränderter Nachdruck der 8., verbesserten und vermehrten Auflage).
Grimm, Jakob und Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*. Band 15. Leipzig 1899.

Langenscheidts Handwörterbuch Italienisch von Paolo Giovannelli und Walter Frenzel [Teil 2: Herbert Frenzel u.a.]. Berlin–Wien [u.a.], Langenscheidt 1994 (Langenscheidts Handwörterbücher, 14. Auflage. Neubearbeitet von Vladimiro Macchi), 558, 657 S.

Langenscheidts Handwörterbuch Spanisch von Heinz Müller und Günther Haensch [Teil 2: Enrique Alvarez-Prada]. Berlin–Wien [u.a.], Langenscheidt 1990 (Langenscheidts Handwörterbücher, 7. Auflage. Neubearbeitet von Gisela Haberkamp de Antón), 658, 639 S.

Le Robert, *Dictionnaire historique de la langue française*, sous la direction de Alain Rey. Nouvelle édition 1993.

Mathews, R. H.: *Chinese-English dictionary*. Cambridge (revised American edition), Massachusetts 1943 (15. Auflage).

Meyer-Lübke, Wilhelm: *Romanisches etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg 1992 (6. unveränderte Auflage, unveränderter Nachdruck der 3., vollständig neubearbeiteten Auflage [Heidelberg 1935]).

Oxford English dictionary. Prepared by J. A. Simpson – 2. ed., reprinted with corrections. – Band 15. Oxford: Clarendon Press, 1991.

Pfeifer, Wolfgang: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. Erarbeitet von einem Autorenkollektiv des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer. Band 3, Berlin 1989.

Pokorny, Julius: *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*. Berlin–München 1959.

Trésor de la langue française: Dictionnaire de la langue du XIX^e et du XX^e siècle (1789–1960). Centre National de la Recherche Scientifique, Institut National de la Langue Française, Nancy. Publié sous la direction de Paul Imbs, Vol. 15, Paris 1992.

HEMMSCHWELLEN UND ERMÖGLICHUNGSSCHWELLEN

ZUR OPERATION DER VERSCHIEBUNG IN ZWANGSNEUROSE UND PERVERSION

ROBERT PFALLER

I

Die Schwelle dient der Literatur wie der Philosophie nicht selten als Metapher. Dabei dominiert eine bestimmte Vorstellung von der Schwelle – nämlich die einer Zäsur in Raum und Zeit. In diesem Sinn kann von ‚Schwellenzauber‘ und ‚Schwellenerfahrungen‘ gesprochen werden, lassen bestimmte Situationen sich als ‚Passagen‘, als Übergänge von einem Zustand in einen anderen deuten oder erfahren.¹

Der Gebrauch der Metapher geht oft noch über den bildlichen Sinn hinaus – etwa, wenn im Zusammenhang der Kunst- und Kulturvermittlung davon die Rede ist, daß ein an ein Museum angegliedertes Café die ganze Institution zu einer „niedrigschwelligen“ mache. Hier schwillt die Schwelle gleichsam zu etwas an, was sie gar nicht ist, nämlich zu etwas, das durch seine Höhe dem Überqueren Widerstand entgegensetzt – sie wird also zur Barriere, ja zu einer Hürde. Freilich hat dieses Anwachsen der Schwelle zu einem nicht mehr bloß *symbolischen*, Schwellenangst erzeugenden, sondern auch *physischen*, Anstrengung und Sprungkraft erfordernden Hindernis durchaus seine Grenzen. Eine *Barrikade* ist die Schwelle in diesem Sinn nie: Es erschiene lächerlich, etwa von der „Freiheit auf den Schwellen“ zu sprechen.

Diese Vorstellung von der Schwelle als

Hindernis scheint allerdings nur auf Türschwelen und ähnlich geartete Übertritte zuzutreffen. Wenig bezeichnend hingegen erscheint sie in bezug auf ein anderes, wohl kaum minder bedeutendes Genre von Schwellen: jenes der reibungslosen Fortbewegung.

Hinsichtlich der Bahnschwellen gilt, was H. E. Weidinger festgestellt hat: „[...] jene Schwelle, welche eine Zeit von einer anderen oder einen Raum von einem anderen trennt, [scheint] uns kaum Hinweise für unsere Schwellen zu bieten. Denn Schwelle im Singular – die Schwelle also, die als Markierung eine Grenze hervorhebt – ist von eitlem Wesen: Sie will auffallen, sie hat einen eigenen Gott, Ianus, der seinerseits durch zwei Gesichter auffällt und zugleich nach vorne wie nach hinten blickt – vielleicht um Ausschau zu halten, ob auch genug Publikum da sei. [...]

Nichts von alldem dagegen kennzeichnet unsere Schwellen. Sie treten nur als Mehrzahl auf und reihen sich diszipliniert aneinander, nicht allein am Ort ihrer Herstellung, sondern ebenso am Ort ihres Gebrauchs; ihr ganzer Ehrgeiz scheint darin zu bestehen, nicht aufzufallen. Als diskrete Unterstücker üben sie sich wie gute Butler in Unauffälligkeit und in der Kunst, das Nein- oder Aber-Sagen zu vermeiden.“²

Die Bahnschwellen bilden also kein Hindernis, sondern vielmehr eine Unterstützung und Erleichterung. Sie scheinen sich darum auf den ersten Blick viel weniger zum Metaphernspender zu eignen als die poetisch sattem genutzten Türschwelen.

Oder wären außerhalb des Bahnwesens Fälle denkbar, wo unsicheres Terrain durch das Einziehen von Schwellen befahrbar wird; wo gerade das Errichten einer Barriere deren Überquerung ermöglicht? Hat es in irgendeiner Hinsicht Sinn, die Schwelle als Denkmodell nicht im Sinn der *Hemmschwelle*, sondern im Sinn einer *Ermöglichungsschwelle* zu nutzen?

II

An einer möglichen Metapher sollte man nicht achtlos vorbeigehen – vor allem dann nicht, wenn ihr auf den ersten Blick nichts zu entsprechen scheint. Gerade diese Metaphern mit abwesendem Bezeichneten – „reine Signifikanten“ im Sinn von Roland Barthes³ – können etwas noch Ungedachtes denkbar machen. Sie sind nicht bloß nach dem Bild bereits bekannter Fälle geformt, um bei Gelegenheit diese Fälle im Dienst gesteigerter Festlichkeit etwas gekünstelt und verzerrt zu bezeichnen.

Reine Metaphern erzeugen vielmehr allererst Denkbarkeit; sie geben einen Ort an,

an dem ein zukünftiger Gedanke zu lokalisieren ist. In ähnlicher Weise hat zum Beispiel in der Chemie die Aufstellung eines Systems der Elemente es ermöglicht, noch unentdeckte Elemente vorherzusehen und schließlich zu entdecken.⁴

Gerade wenn Metaphern sich auf keinen bereits bekannten Fall beziehen und somit gleichsam Gedanken im Leerlauf sind, könnte es also sein, daß sie eines Tages – und sei es nach langer Zeit – plötzlich ruckartig an einem bestimmten, seit langem bekannten Fall gleichsam einkuppeln und einen Gedanken in Fahrt bringen. Sie erweisen sich dann nicht bloß als mehr oder weniger präzise Analogien zu diesem Fall, sondern fügen ihm etwas hinzu, zeigen ihn in einem neuen Licht und lassen seine Struktur, welche die Analogie rechtfertigt, erstmals kenntlich und denkbar werden. In dieser Funktion sind Metaphern nicht nur die matte Illustration eines Gedankens, der auch ohne sie bestanden hätte. Sie zeigen sich vielmehr äußerst lebhaft, da sie ohne Vorbild sind und dem, was sie illustrieren, vorangehen. Anstatt einen Moment zu erzeugen, in dem – nach den Worten Ludwig Wittgensteins – „die Sprache feiert“,⁵ erbringt die Metapher hier eine tatsächliche, zugleich poetische wie theoretische Leistung.

III

Nach einer Weile des Überlegens schien uns der leerlaufende Gedanke der *Ermöglichungsschwellen* doch eine Entsprechung zu besitzen. Auch hier war die Entsprechung keine fertige, sondern bekam vielmehr durch die Metapher etwas hinzugefügt. Die Metapher lieferte der Theorie, in die sie sich einfügen ließ, eine Ergänzung; sie produzierte Denkbarkeit an einem Punkt, an dem zuvor keine – oder nur geringere – bestanden hatte.

Die Theorie, in welche sich die Metapher von den *Ermöglichungsschwellen* einfügen ließ, ist die psychoanalytische Theorie der Zwangshandlungen. Eigenartige, kleine, unsinnig scheinende Handlungen, die von bestimmten Analysanden unbedingt durchgeführt werden mußten, hatten sich für Sigmund Freud als durchwegs sinnvolle, perfekte Darstellungen (von gewünschten oder erlebten Ereignissen) erkennen lassen. Der augenscheinliche Widerspruch zwischen ihrer Dringlichkeit und ihrer scheinbaren Unsinnigkeit ließ sich auflösen: Er verdankte sich dem Umstand, daß diese kleinen Handlungen den vollen psychischen Wert anderer Handlungen besaßen, die sie in verkleinerter Form darstellten.

Diese Verkleinerung war, wie Freud – mit einem an die Welt der Eisenbahn erinnernden Begriff – schreibt, durch *Verschiebung* zustande gekommen. Die Zwangshandlung löst einen Abwehrkonflikt, indem sie eine Handlung, die nicht sein darf (da sie einem abzuwehrenden, verdrängten Wunsch entspricht), durch eine andere, meist kleinere Handlung ersetzt, welche als Verschiebung der ersten aufgefaßt werden kann.

Die Verschiebung ersetzt oft Großes durch Kleines, ein Ganzes durch einen Teil (zum Beispiel den Geliebten durch seine Locke) oder auch eine Person durch ein Ding, das sie berührt hat (beispielsweise einen Ehemann durch einen Sessel, auf dem er saß), oder ein Ding durch ein anderes, benachbartes, mit dem es häufig gemeinsam in einer Redewendung auftritt (zum Beispiel ein Bett durch einen Tisch). Der Begriff der Verschiebung bezeichnet also eine bestimmte Methode der Darstellung durch Zeichen. Er ist ein semiotischer Begriff. Dieser von Freud eingesetzte semiotische Begriff der Verschiebung

läßt sich, wie im folgenden gezeigt werden soll, mit Hilfe der Metapher von der Bahnschwelle präzisieren. Denn die Verschiebungen verlaufen über Schwellen; und was sie leisten, wird durch Schwellen ermöglicht.

IV

An der Verschiebung imponiert zunächst die Achse, entlang deren sie verläuft. Es ist, wie gesagt, eine Achse der Berührung (der Kontiguität⁶). Die Beziehung zwischen einem Objekt und seinem Ersatz, einer Handlung und ihrer Ersatzhandlung wird aufgrund einer häufigen oder auch einer einmaligen, ehemaligen Berührung hergestellt.

Andererseits – und dieser Aspekt tritt gegenüber dem erstgenannten oft ähnlich in den Hintergrund, wie für den Blick der Bahnreisenden unter den dahinsausenden Schienen die Schwellen verschwinden – ist die Verschiebung auch eine Operation der Ersetzung.⁷ Als Ersetzungsoperation ist sie eine symbolische Operation. Das eine Objekt nimmt nun den Platz eines anderen, abwesenden ein, mit dem es einmal durch Berührung verbunden war. Derart symbolisiert es das ersetzte Objekt. Die Locke des fernen Geliebten wird geküßt. Genau dort, wo einmal das Ganze war, ist nun der Teil und füllt seine Stelle (an den liebenden Lippen) aus. Die ganze Zuwendung, die der Geliebte erhalten hätte, wird nun von der Locke absorbiert.

Damit die Ersetzung vollzogen werden kann, ist es notwendig, daß es eine Trennung zwischen den beiden Gliedern gibt. Die Berührung, die es einmal gegeben hat, darf nun nicht mehr bestehen. Zwar kann man die abgetrennte Locke auch vor den Augen des Geliebten küssen. Aber wäre die Locke noch auf dem Kopf des Geliebten, so ließe sich an ihr keine Ersatz-

handlung vollziehen. Der Teil könnte das Ganze nicht vertreten, die gesamte Zuwendung würde sich an das Ganze richten. Damit die Locke ein Zeichen des *Geliebten* sein kann, muß eine Berührung bestanden haben. Damit sie aber als *Zeichen* funktionieren kann, muß eine Ersetzung eingetreten sein. Mag es für die *Symbolgewinnung* wichtig sein, daß die beiden Objekte sich einmal berührt haben, so ist es für die *Symbolfunktion* entscheidend, daß sie nunmehr durch eine Grenze völlig separiert sind. Diese Grenze, die wie der Strich eines mathematischen Bruchs zwischen dem Bezeichnenden und dem Bezeichneten verläuft, kann und muß in vielen Fällen durch eine Schwelle markiert und dargestellt werden. Das Kenntlichmachen bzw. Darstellen dieser Grenze durch eine Schwelle ist es, was dann eine Reihe von seltsamen Dingen und Vorgängen möglich macht.

V

Wenn die Verschiebung eine Ersetzung produziert und dabei die Bedingung befolgt, daß Ersetzendes und Ersetztes einmal durch Berührung verbunden waren, so scheint es zunächst naheliegend, anzunehmen, daß die Verschiebung immer auf eine Verkleinerung hinausläuft. Die Verschiebung wird also – so könnte man annehmen – wohl immer ein Ganzes durch einen Teil ersetzen, und nicht umgekehrt einen Teil durch ein Ganzes.

Darin besteht der nicht nur technische und ökonomische Vorteil beispielsweise einer Liebe zur Modelleisenbahn. Für die Zwangsneurose ergibt sich aus der Verkleinerung der zusätzliche Vorteil der Undeutlichkeit und Unauffälligkeit: Insbesondere dann, wenn das Symbolisierte etwas Verbotenes ist (beispielsweise ein untersagter sexueller Akt), wird die ent-

sprechende Ersatzhandlung sich ja wohl nicht in einem größeren Akt realisieren können – einer Massenorgie etwa. Das Äußern einer unverständlichen Gebetsformel oder ein etwas verzögertes Aufstehen von einem Stuhl hingegen können die Sache unter Umständen gerade noch so darstellen, daß ein Schein von Anstand gewahrt bleibt.⁸

Auch die Bemerkungen Freuds scheinen meist in die Richtung zu deuten, daß die Verschiebung eine Verkleinerung produziert.⁹ Die Entdeckung dieser verkleinernden Dynamik der Zwangsneurose lieferte Freud darüber hinaus einen Hinweis zum Verständnis einer Gesetzmäßigkeit in der Religionsgeschichte – deren Tendenz, „das Geringfügigste zum Wichtigsten und Dringlichsten zu machen“, die zunehmende Verkleinerung der Rituale, die mit einer eigentümlichen Aufwertung ebendieser Rituale verbunden ist und bewirkt, „daß allmählich das kleinliche Zeremoniell der Religionsübung zum Wesentlichen wird“ – wodurch dann ‚anti-ritualistische‘ Reformschübe notwendig scheinen, die (wie etwa der Reformschub des Protestantismus gegenüber dem Katholizismus) bemüht sind, ein vermutetes „ursprüngliches Werteverhältnis“ wiederherzustellen.¹⁰

VI

Um zu klären, ob die Verschiebung immer eine Verkleinerung ist, scheint es notwendig, die Funktionen, welche die beiden Aspekte der Verschiebung – das Ersetzen und das Berühren – haben, noch aus einer anderen, libidoökonomischen (und -dynamischen) Perspektive zu betrachten.

Das Ersetzen entspricht einer Abwehr, einem Verdrängungsvorgang. Das Ersetzte ist die Befriedigung eines Wunsches, der nicht zugelassen werden darf. Auf dem

Weg der unbewußten Abwehr wird es jenseits einer Grenze angesiedelt. Die Grenze markiert folglich nicht allein ein „Nicht“ (im Sinn von „hier, diesseits kann X *nicht* sein, denn es ist dort, jenseits“), sondern auch ein „Gegen“ („hierher kommt alles, was *gegen* X gerichtet ist, dorthin kommt X“).

Weil eine solche Abwehr durch Verdrängung aber nicht ohne gleichzeitige Wiederkehr des Verdrängten möglich ist, muß diesseits der Grenze etwas Neues auftauchen. Dieses Neue muß nun einerseits in der „Gegen“-Position auftreten und als Abwehr des Ersetzten wirken. Andererseits aber muß das Neue auch mit dem Ersetzten verbunden sein. Denn die Ersatzhandlung kann ihre Funktion nur erfüllen, wenn sie geeignet ist, etwas von der Lust, die mit dem Ersetzten verbunden war, wiederzubringen.¹¹ Dies wird durch die Berührung ermöglicht. Die Berührung eröffnet gleichsam jenen Kanal, durch den die Lust, die mit dem Verdrängten verbunden war, übergehen kann auf dessen Ersatz.

Die Kraft des abzuwehrenden Wunsches und der mit ihm verbundenen Handlung hat sich also nicht vollständig auflösen, sondern nur umleiten lassen. Sie hat sich mit der Kraft der Abwehr, auf die sie traf, vereinigt und mit dieser gemeinsam auf eine für beide akzeptable Lösung, einen Kompromiß, gedrängt. Da sich in einem unbewußten Konflikt die beteiligten Kräfte, selbst wenn sie gegeneinander gerichtet sind, *addieren* (anstatt sich, wie im bewußten Konflikt ihrer Richtung entsprechend voneinander zu subtrahieren), ist die Resultante enorm stark – nämlich so stark wie beide Kräfte zusammen.¹² Die Kraft der Abwehr und die Kraft des Abzuwehrenden vereinen sich im Drang nach der Ersatzhandlung. Die Ersatzhandlung ist

nun, da sie gleich von zwei addierten Kräften angestrebt wird, noch dringlicher als die Handlung, welche sie ersetzte – sie wird *zwingend*.

Die durch die Verschiebung erzeugte Entstellung (die Unähnlichkeit des Ersatzes gegenüber dem Ersetzten) hat dabei den bereits erwähnten Vorteil, die Wiederkehr der scheinbar abgewehrten Lust zu kaschieren. Derart tendieren die Zwangshandlungen zugleich zu gesteigerter Lustverschaffung¹³ und zu gesteigerter Unkenntlichkeit dieser Lustverschaffung. Je mehr Lust sie von dem abzuwehrenden Vorgang wiederbringen, desto weniger sehen sie ihm ähnlich.

VII

Die doppelte Bedingung, der die Verschiebung genügen muß, besteht also darin, möglichst große libidinöse Gleichwertigkeit bei möglichst geringem Verdacht der Identität herzustellen. Das kann Verschiebung allerdings auch ohne Verkleinerung leisten. Zwar vermag eine fortschreitende Miniaturisierung, wie Freud sie an der Geschichte der religiösen Rituale beobachtet hatte, diese Unkenntlichkeit zu gewährleisten, aber es gibt dafür auch noch eine andere Möglichkeit.

Das Ersetzte kann nämlich durchaus auch selbst, im Maßstab 1:1, in der Rolle des Ersetzenden auftreten – es muß nur durch irgendein Merkmal gewährleistet sein, daß es nicht für es selbst gehalten wird. Ein solches Merkmal liefert die Schwelle, welche den Platz des Ersetzenden von dem des Ersetzten trennt – bzw. deren Getrenntheit symbolisiert. Alles, was vor der Schwelle auftritt, wird dann für Ersatz gehalten, alles, was dahinter liegt, für Ersetztes.

Für eine solche Unkenntlichmachung, die nicht durch Verkleinerung, sondern allein

durch raffinierte Platzverteilung erreicht wird, gibt es zahlreiche Beispiele. Wie Freud feststellt, werden beispielsweise genau jene Handlungen, welche die Religion verbietet, im Namen der Religion begangen.¹⁴ In solchen Fällen – etwa beim Morden im Namen der Religion – kommt auch die Religion ganz ohne Miniaturisierung aus. Jene überzeugten und militanten Verteidiger des menschlichen Lebens etwa, die gegen die Abtreibung kämpfen, gehen dafür noch über die Leichen des von ihnen ermordeten Klinikpersonals. Analog dazu agieren rechtsradikale Feinde der männlichen Homosexualität in den USA. Sie veranstalten sogenannte „gay-bashings“, in deren Verlauf sie Schwule verprügeln und schließlich vergewaltigen. Volle mörderische oder homosexuelle Triebbefriedigung kann also auch erreicht werden, wenn sie nur der Bedingung genügt, den Anschein einer Gegenmaßnahme zu erwecken. Das augenscheinliche „Gegen“ bewirkt dann, daß genau jenes X, das abgewehrt werden sollte, selbst auftreten kann und dabei für ein Nicht-X gehalten wird.

Dieselbe Struktur einer Unkenntlichmachung durch bloße Platzverteilung gibt es auch in anderen, weniger traurigen Zusammenhängen. Angenommen, Elvis Presley würde heute noch leben, wie manche seiner Anhänger es behaupten, so hätte er mehrere Möglichkeiten, ein unerkanntes Leben zu führen. Er könnte sein Aussehen und seine Lebensgewohnheiten verändern. Er könnte andererseits aber auch alles beibehalten und im Rahmen von Elvis-Imitator-Wettbewerben auftreten. Der Rahmen der Elvis-Imitation würde ihm dann jene Schwelle – und das heißt: jenes Verneinungssymbol – liefern, kraft deren auch Elvis selbst als ein Nicht-Elvis erscheinen und durchgehen könnte.¹⁵

Die Nichtidentität von Ersetzendem und Ersetztem muß folglich nicht wirklich bestehen. Sie muß nur symbolisiert werden. Das Symbol der Nichtidentität ist die Schwelle. Ihr Vorhandensein genügt, um selbst Identisches als Nichtidentisches passieren zu lassen. Die Schwelle ruft als Symbol, und nicht als reale Trennung, jenen *Verneinungsgedanken* wach, der ein jedes X begleiten muß, damit es auch dort auftreten darf, wo kein X zugelassen ist.

Dieser Verneinungsgedanke kennt verschiedene Varianten. Er kann die Form haben „Dies ist nicht die Wahrheit“ – eine Form, die sich ihrerseits wieder unterteilt in die Varianten „Dies ist ein Irrtum“,¹⁶ „Dies ist eine Lüge“,¹⁷ „Dies ist nur ein Traum“,¹⁸ „Dies ist nur ein Witz“,¹⁹ „Dies ist ein Unsinn“²⁰ oder auch – wie am Elvis-Beispiel zu sehen war – „Dies ist nur eine Darstellung und nicht das Dargestellte selbst“.

Andererseits kann der Verneinungsgedanke – wie die Beispiele der Abtreibungsgegner und der Schwulenfeinde zeigen – auch die Ausprägung annehmen „Dies ist keine Maßnahme, sondern eine Gegenmaßnahme“. In dieser Ausprägung hat der Verneinungsgedanke die Funktion, das Verhältnis der handelnden Subjekte zu ihren eigenen Handlungen zu verändern, indem er ihnen eine Täuschung über die Beweggründe ihres Tuns ermöglicht. Er läßt sie nämlich das, was ihrer *Neigung* entspricht, als ihre *Pflicht* erfahren. Das hat den Vorteil, daß sie das Verbotene nun doch tun dürfen, allerdings um den Preis, daß es nicht Lust einbringt, sondern allenfalls Selbstachtung. Die Pflichterfüller erfahren das, was sie tun, nicht als das, was sie tun wollen, sondern als das, was sie tun müssen, und sie sind nach vollbrachter Tat nicht glücklich, sondern bestenfalls stolz

auf sich selbst. Sie verfolgen ihr Glück darum gleichsam mit zusammengebissenen Zähnen; sie genießen auf neurotische Weise – das heißt: sie genießen, ohne es zu bemerken. Selbsternannte Pornojäger beispielsweise verschaffen sich auf dem Weg der Pornographiebekämpfung die Lust ausgedehnter Beschäftigung mit Pornographie. Diese Lust allerdings verbergen sie vor sich selbst unter dem so trügerischen wie traurigen Gedanken, nichts als ihre Pflicht getan zu haben.

Das Verneinungssymbol ermöglicht somit den Neurotikern eine Verwandlung von untersagter Objektlibido in Ichlibido oder, kantisch ausgedrückt, eine Verwandlung des Gefühls der minderwertigen (bzw. moralisch irrelevanten) „Glückseligkeit“ in das der „Vollkommenheit“. ²¹ Dem Pflichtgedanken liegt also ein Verneinungsgedanke zugrunde. Daß dieser keine letzte Wahrheit darstellt, sondern eher eine recht infame Selbst- und Fremdtäuschung, braucht angesichts der genannten Beispiele wohl nicht weiter erläutert zu werden. Möglich wird diese Täuschung dadurch, daß die Schwelle keine reale Barriere ist, sondern ein Symbol, und daß sie aufgrund dieser symbolischen Funktion Nichtidentitäten vorspiegeln (symbolisieren) kann, wo in Wahrheit Identitäten bestehen.

Anders als für Kant – dem sein Pflichtgedanke moralisch so untadelig und theoretisch so unableitbar erschien, wie es dem sogenannten Wilden sein Tabu sein mag – stellt sich „Pflicht“ für eine an der Metapher der Schwelle geschulte psychoanalytische Betrachtung als etwas in beiden Hinsichten Fragwürdiges dar. In moralischer Hinsicht erweist sich das, was Kant für „sittliches Handeln“ erachtete, nun eher als eine unsittliche Triebbefriedigung, die noch dazu in unsittlicher Wei-

se über ihre Natur zu täuschen versucht. In theoretischer Hinsicht ist das, was Kant als untrügliches Indiz der Wahrheit und zugleich als Grund für die Unableitbarkeit des Pflichtgedankens erschien – nämlich der bedingungslose, zwingende Charakter der Pflicht –, nunmehr sowohl als trügerisch wie auch als einfach abzuleiten: Das Starke an der Pflicht, wodurch sie (wie Kant meint) jede Neigung überwinden kann, verdankt sich der aus dem unbewußten Konflikt hervorgegangenen Addition der beiden Kräfte. Weil die Pflicht sowohl die Abwehr wie auch das Abzuwehrende zugleich befriedigt, ist sie stärker als jedes mögliche Abzuwehrende allein. ²²

Diese Stärke aber ist in den Augen psychoanalytischer Theorie kein Beweis für Authentizität und Unableitbarkeit, sondern vielmehr ein Indiz für das Beteiligtsein von zwei einander entgegengesetzten Kräften. Daß diese beiden sich im Resultat vereinigen und als eine einzige erscheinen können, verdankt sich jenem „Schwellenzauber“, kraft dessen sogar ein im Maßstab 1:1 ausgeführter Akt der Lustverschaffung als sein reines Gegenteil auftreten kann. Die Schwellenmetapher würde der Theorie die Möglichkeit verschaffen, solchen faulen Zauber zu durchschauen und damit die selbstaufgelegten Denktabus idealistischer Philosophie zu überwinden.

VIII

Außerhalb des Bereichs der Zwangsneurose spielen derartige, durch symbolische Schwellen bedingte Ermöglichungen eine entscheidende Rolle noch in einem anderen, ebenfalls für die Psychoanalyse relevanten Feld, nämlich dem der Perversion. Freud selbst hat bekanntlich die Neurose als das „Negativ der Perversion“ bezeichnet ²³ und damit den Gedanken einer

strukturellen Abbildbarkeit der einen auf die andere formuliert. Auch die Perversion weist, wie die Zwangsneurose, einen spezifischen Entstellungsmechanismus auf. Weil Freud ihn aber aus triebgenetischer Perspektive betrachtet und nicht (wie im Fall der Zwangsneurose) aus einer semiotischen Perspektive, bezeichnet er den Mechanismus, der die Perversionen erzeugt, als „Regression“. ²⁴

Bekanntlich hatte Freud die Entstehung nichtperverser erwachsener Sexualität als einen komplizierten, störungsanfälligen Vorgang der Bündelung und Hierarchisierung einzelner Partialtriebe (hin zu einer der Fortpflanzung dienlichen Sexualität unter Vorherrschaft des genitalen Partialtriebes) rekonstruiert. ²⁵ Dementsprechend interpretiert er die Perversionen als Rückfälle (Regressionen) von der erreichten genitalen Sexualität auf frühere Stufen noch nicht gleichermaßen gebündelter und hierarchisierter Trieborganisation. Die Regression besteht folglich darin, daß (hinsichtlich des Sexualziels oder des Sexualobjekts) von der bereits erreichten genitalen Heterosexualität abgewichen und eine frühere Stufe der Sexualentwicklung wieder aufgesucht wird. Sekundärer Narzißmus beispielsweise wäre eine Perversion (Abweichung hinsichtlich des Objekts), die in einer früheren, kindlichen Stufe ihr normales, primäres Pendant hätte; dasselbe würde ebenso von verschiedenen analen, oralen oder sadistischen Ausprägungen (als Abweichungen hinsichtlich des Sexualziels) gelten.

Abgesehen von der nicht unbeträchtlichen Schwierigkeit, jede auftretende Perversion auf ein Pendant in der kindlichen Sexualentwicklung abzubilden, wirft der Begriff der Regression jedoch noch ein weiteres, prinzipielleres Problem auf: Ähnlich wie zuvor in der Erörterung der Zwangshand-

lungen stellt sich nämlich in bezug auf perverse Handlungen die Frage, ob diese denn nicht auch im Maßstab 1:1 auftreten können. Mit anderen Worten: Ist es wirklich sicher, daß Perversionen immer nur gleichsam verkleinerte, kindlichere, regressive Formen einer erwachsenen, fortpflanzungskonformen genitalen Sexualität darstellen? Könnte es nicht auch völlig unzweifelhaft genitale heterosexuelle Akte geben, die dennoch als pervers zu bezeichnen wären?

Ein Satz aus den *120 Tagen von Sodom* des Marquis de Sade mag dafür als Beleg dienen. In den „Bestimmungen“, welche die libertinen Helden des Romans sich auferlegen, heißt es:

*„Hier ist alles nackt, Erzählerinnen, Gattinnen, Mädchen, Knaben, Alte, Ficker, Freunde, alles ist durcheinander, alles wälzt sich am Boden, nach Art der Tiere, man wechselt, vermischt sich, treibt Blutschande und Ehebruch, man puseriert und gibt sich, die Defloration immer ausgenommen, allen Exzessen und Ausschweifungen hin, die den Kopf am besten erhitzen können. Die Deflorationen werden zur bestimmten Zeit bei diesen Orgien vorgenommen werden [...]“*²⁶

Auch wenn in diesem bunten Durcheinander diverse Formen von Sexualität auftreten mögen, so scheint genitale Heterosexualität (z. B. beim genannten Ehebruch) keineswegs ausgeschlossen. Und aus triebtheoretischer Perspektive läßt sich gegen diese Reihe heterosexueller Akte wohl nichts einwenden, jedenfalls kein Verdikt der Regression. Denn nichts an diesen fortpflanzungskonformen Beispielen genitaler Sexualität weist einen Mangel oder eine regressive Abweichung gegenüber anderen, gesellschaftlich anerkannteren, etwa ehelich-monogamen heterosexuellen Akten auf.

Einzig die von den Libertins mit einem

Pflichtgedanken (dem Gehorsam gegenüber den selbstauferlegten Bestimmungen) verfolgte sakrilegische Absicht mag als Unterschied gegenüber einem Ehevollzug auffallen. Diese Absicht aber macht keinen triebtheoretischen, sondern vielmehr einen symbolischen Unterschied. Der Libertin bezieht Genuß daraus, einen völlig normalen heterosexuellen Geschlechtsakt zu vollziehen – unter der Bedingung, daß dieser sich als eine gegen die gesellschaftliche Norm (z. B. Verbot von Blutschande oder Ehebruch) gerichtete Stellungnahme begreifen läßt. Ähnlich wie der Zwangsneurotiker begeht also auch der Libertin jenen Akt, den er selbst sich untersagt, vollständig und im Maßstab 1:1, sofern er nur über eine Schwelle verfügt, welche den Akt symbolisch als einen Gegen-Akt darstellt.

Im Unterschied zum Zwangsneurotiker allerdings verbirgt der Perverse seinen Genuß nicht vor sich selbst. Denn nur die Neurose als „Negativ der Perversion“ muß die Lust in der Erfahrung ihres Subjekts zur Unlust entstellen. Der Perverse hingegen erlebt seinen Gegen-Akt als äußerst lustvoll. Daß er seine Lust nur erreicht, wenn er sie zugleich als Erfüllung seiner selbstauferlegten sakrilegischen Pflicht auffassen kann, daß also sein Dafür ihm nur in der Form eines Dagegen möglich ist, führt in seinem Fall zu der Wirkung, daß er sein Dafür (samt dem Dagegen) als emphatisches Dafür und die Lust (samt ihrer Abwehr) als gesteigerte Lust erfährt. Wie die Neurose produziert somit auch die Perversion eine aus dem unbewußten Konflikt hervorgehende gesteigerte Kraft.²⁷ Was für die Neurose der Zwang, ist darum die Fixierung für die Perversion: Denn die Fixierung besteht nicht allein in der ausschließlichen und detaillierten Festlegung bestimmter Sexualobjekte

oder -ziele, sondern auch in einer der normalen Sexualität fremden, verstärkten Energie, mit der solche Objekte gesucht und Ziele verfolgt werden. Auch in diesem Fall verdankt sich der Energie-Überschuß einer aus dem unbewußten Konflikt zweier Kräfte hervorgegangenen Addition. Wie die Zwangsneurose untersagt sich auch die Perversion bestimmte Handlungen, fabriziert dafür detailverliebte Ersatzhandlungen, die unbedingt verrichtet werden müssen, und freut sich daran, im Ersatz zugleich der Abwehr wie dem Abzuwehrenden zum Erfolg zu verhelfen. Ähnlich wie die Zwangsneurose operiert die Perversion dabei mit dem Verfahren der Verschiebung. Sie errichtet eine symbolische Schwelle und macht es sich dadurch möglich, das jenseits dieser Schwelle Angesiedelte auch diesseits der Schwelle auftreten zu lassen – indem sie es dank der Schwelle mit den ermöglichenden Vorzeichen des „Nicht“ und des „Dagegen“ ausstattet.

Wenn das Beispiel der Sade'schen Libertins als Beleg zweifelhaft scheint, da es dem Bereich der Fiktion entnommen ist, so können andere aus dem Bereich des Lebens – genauer gesagt: der gelebten Fiktion – ihm zur Seite gestellt werden. Gibt es nicht bei jenen erotischen Akten, die teilweise oder gänzlich der gesellschaftlichen Anerkennung entbehren, etwa in der Prostitution oder in der Pornographie, ein auffälliges, immer wiederkehrendes Element des Spiels und der Fiktion? Ist dieser Bereich – noch lange, bevor „regressive“ Abweichungen in bezug auf Sexualobjekte oder Sexualziele auftreten mögen – nicht zunächst durch die Konstante der Inszenierung gekennzeichnet? Hat er nicht regelrechte Genres hervorgebracht (wie „Krankenschwester und Patient“, „Sekretärin und Chef“, „Kammerzofe und Mon-

sieur“ usw.)? Bereits Johan Huizinga hat in seiner Untersuchung der Kulturgeschichte des Spiels auf den Umstand hingewiesen, daß diese spielerische Dimension eine spezielle Errungenschaft jener Praktiken ist, die „aus dem Rahmen der sozialen Norm fallen“,²⁸ während sie im Bereich der respektierten Sexualität gänzlich zu fehlen scheint.

Mit Hilfe der Schwellen-Metapher fällt es abermals leicht, diese Eigentümlichkeit zu erklären. Spielen ist eine Methode, eine Schwelle zu setzen. Das Spiel errichtet ein Verneinungssymbol, welches signalisiert „Jetzt ist es nicht echt“. Die Perversion bedarf dieses Symbols. Darum sind nicht nur alle spielerischen Formen der Erotik pervers, sondern auch umgekehrt: alle perversen Formen der Sexualität haben Spiel-Charakter.²⁹

Abermals ist es nicht wichtig, daß der vom Spiel erzeugten Verneinung („Jetzt ist es nicht echt“) eine Wahrheit entspricht – entscheidend ist vielmehr, daß die Spielerinnen und Spieler sie für eine Wahrheit halten. Daraus erklärt sich der von Huizinga betonte Umstand, daß kein noch so engagierter Spieler, kein sogenannter Primitiver bei seinen Riten, ja nicht einmal ein spielendes Kind jemals den Unterschied zwischen Spiel und Wirklichkeit vergißt.³⁰ Immer halten sie sich diese Schwelle vor Augen und beziehen aus dieser Grenzziehung Genuß. Wenn sie sich dabei niemals täuschen, dann nicht, indem sie das Spiel für die Wirklichkeit, den Ersatz für das Ersetzte nähmen, sondern vielmehr umgekehrt: Ihre einzige mögliche Täuschung besteht darin, daß sie die Wirklichkeit selbst für ein Spiel halten. So gewinnt Yves Montand in dem Film „Let's Make Love“ die Liebe von Marilyn Monroe: Er ist wirklich der bekannte Millionär, sie aber glaubt, er wäre nur ein

armer, schlechter Schauspieler, der den Millionär dilettantisch darstellt.

Analog dazu kann auch die Perversion die Form „normaler“ Heterosexualität annehmen – wenn sie sich mit Hilfe eines Verneinungssymbols weismachen kann, sie würde dieselbe nur spielen. Nicht irgendeine „regressive“ Änderung der Sexualorganisation (in bezug auf ihre Objekte oder Ziele), sondern allein das Vorhandensein eines Verneinungssymbols erscheint darum als das entscheidende Merkmal der Perversion. Die Bedingung des Spiels ist in diesem Punkt dem zuvor erläuterten perversen Pflichtgedanken ebenbürtig: Auch sie verschafft der Perversion jenes „Nicht“, mit dem diese sich auch ein X als ein Nicht-X imaginieren kann.

Der Maßstab 1:1 kann somit auch in der Perversion vollständig gewahrt bleiben. Der Begriff der *Regression*, welcher der Perversion stets eine materiale Veränderung der Trieborganisation zuschreibt, erscheint darum inadäquat. Er sollte abgelöst werden durch den Begriff der *Verschiebung*. Denn die Verschiebung bezeichnet nicht nur die materialen Veränderungen, sondern auch jene symbolischen Operationen, durch welche die Perversion zu ihren Objekten und Handlungen gelangt. Unter der Bedingung, symbolische Orte durch eine Schwelle voneinander getrennt zu haben, kann die Perversion die Objekte und Handlungen, die jenen Orten zuzuordnen wären, beliebig über die Schwelle hin- und herschieben. Die untersagten Handlungen und Objekte bleiben den Perversen möglich und zugänglich, solange sie nur am Ort der Nichtuntersagung untergebracht sind. Die Schwellen erweisen sich auch hier als *Ermöglichungsschwellen*: Sind durch Schwellen die *Orte* fixiert, so können durch die Verschiebung

die *Objekte und Handlungen* in Bewegung gebracht werden.

IX

Wie wichtig solche Operationen des Verlegens von Schwellen für das Zustandekommen perverser Sexualität sind, mag noch an zwei weiteren Beispielen veranschaulicht werden. In bezug auf den Pornofilm hat Slavoj Žižek bemerkt, daß gerade dieses Genre sich durch einen eigentümlichen Zug von Selbstdistanzierung auszeichnet:

„[...] bevor man zu den sexuellen Aktivitäten übergeht, bedarf es einer kurzen Einleitung, normalerweise einer blöden Geschichte, die dem Schauspieler als Vorwand dient, die Kopulation zu beginnen (die Hausfrau ruft einen Installateur; eine neue Sekretärin erstattet dem Manager Bericht usw.). – Der springende Punkt ist, daß die Schauspieler bereits durch die Art, in der sie diese einleitende Geschichte spielen, preisgeben, daß dies für sie nur eine stupide, wenn auch notwendige Formalität ist, die man so schnell wie möglich hinter sich bringen muß, um das ‚wirkliche Ding‘ anzupacken.“³¹

Wieso signalisieren die Porno-Schauspieler, daß sie die Story des Films für stupide halten? Müßte das die Zuschauer nicht (etwa gemäß den Annahmen Laura Mulveys über die visuelle Lust³²) aus ihren Träumen und Identifizierungen herausreißen? Ist es nicht erstaunlich, daß ausgerechnet ein so triviales und so wenig um Ziele politischer Aufklärung bemühtes Genre wie der Pornofilm regelmäßig Brecht'sche Verfremdungseffekte („V-Effekte“) hervorbringt?

Eine Antwort darauf scheint nur ausgehend von einer Schwellen-Theorie der Perversion möglich. Anders als in der sogenannten normalen Sexualität ist Norma-

lität in der Perversion streng untersagt.³³ Die Aussicht, in normale, gesellschaftlich anerkannte Sexualität verfallen zu können, scheint hier mit Angst verbunden zu sein. Darum muß diese Möglichkeit mit Hilfe einer Schwelle, eines Verneinungssymbols (wie das Spiel es bereitstellt), gebannt werden. Um das Porno-Publikum, für das der Film ein Spiel ist, nicht durch den Gedanken zu ängstigen, daß die dargestellte Handlung für die Akteure (mit denen es sich vielleicht identifiziert) eine ungebrochen akzeptierte Realität sein könnte, müssen auch die Akteure zeigen, daß sie spielen.

Der „V-Effekt“ der Pornographie ist darum weit entfernt davon, die Zuschauer aus ihren möglichen Identifizierungen herauszureißen. Vielmehr bildet er deren Bedingung: Da der Perverse notgedrungen ein Spieler ist, kann er sich nur mit einem ebenfalls spielenden Akteur identifizieren. Denn ein Normalo liefert kein brauchbares Bild für einen Perversen (wohingegen ein Perverser sich durchaus als Phantasie-Bild für einen Normalen eignet, der selbst in der Wirklichkeit nicht pervers sein möchte).

Genaugenommen sind es im Pornofilm nicht die *Schauspieler*, die zeigen, daß sie spielen, sondern die von ihnen verkörperten *Figuren*, die selbst etwas spielen. Die geringschätzigste Behandlung der dargestellten Ebene als „blödes Spiel“ bildet einen Teil der Figur, nicht ihr Jenseits – sie gehört zum Bild, mit dem die Zuschauerinnen und Zuschauer sich identifizieren können, und ist kein von außerhalb dieses Bildes kommender, verfremdender Kommentar.

Der Pornofilm als Spiel enthält somit ein Spiel im Spiel. Was er darstellt, ist etwas, das selbst so tut, als ob es etwas anderes darstellen würde. Anstatt auf die Begrenzt-

heit eines imaginären Raumes hinzuweisen, die andernfalls hätte unbemerkt bleiben können (wie es der „V-Effekt“ versucht), symbolisiert der Pornofilm solche Grenzen für einen Raum, der von vornherein niemals für voll genommen wurde und auch weiterhin in dieser Gebanntheit gehalten werden soll. Ziel dieser Maßnahme ist nicht Erkenntnis der Grenze, sondern Lustgewinn aus dem Spiel mit ihr.³⁴ Die Verachtung für das eigene („blöde“) Spiel, die dabei von den Akteuren zur Schau gestellt wird, ist jene Schwelle, mit deren Hilfe erst der für die Perversion typische und von ihr gesuchte, gesteigerte Affekt zustande kommen kann. Wäre das Dargestellte uneingeschränkt wünschenswert, so käme nur ein einfacher, positiver Affekt zustande. Mit Hilfe der Verachtung hingegen läßt sich ein unbewußter Konflikt aus einem Dafür und einem Dagegen aufbauen. Diese beiden können dann zu einem extrem gesteigerten Affekt addiert werden, der an Intensität alles, was sich uneingeschränkt befürworten läßt, spielend überbietet. Schon die Akteurinnen und Akteure zeigen somit, daß sie sich an einer „blöden, aber dennoch großartigen“ Sache erfreuen. Die Betrachterinnen und Betrachter können diese ihnen vorgeführte Fixierung dann auf dem Weg der Identifizierung übernehmen und analog genießen.

Auch an einem anderen Fall läßt sich das „1:1“ einer sogar ehelich sanktionierten Heterosexualität in einer durch eine Schwelle ermöglichten perversen Spielart beobachten. In der Komödie *Casanova 70* (I/F 1970, Regie: Mario Monicelli) spielt Marcello Mastroianni einen NATO-Offizier, der die Eigenart entwickelt, nur noch dann potent zu sein, wenn der Liebesakt mit einem Moment der Gefahr verbunden ist. Die Dompteuse im Löwenkäfig, das

junge Mädchen im Kreis der für die Entehrung Rache suchenden sizilianischen Familienangehörigen, die Pediküre, auf deren Liebhabern ein Fluch zu lasten scheint, die Geliebte mit dem rasend eifersüchtigen und gefährlichen Gatten sind darum besonders geeignete Objekte seines Begehrens, während die untadelige schöne Dame aus gutem Haus, die ursprünglich Nonne werden wollte (gespielt von Virna Lisi), für ihn Probleme aufzuwerfen scheint.

Auf den ersten Blick scheint dieser Fall also eine Illustration dessen zu bieten, was Freud in seiner Studie *Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens*³⁵ beschrieben hat: Auseinandertreten von „sinnlicher“ und „zärtlicher“ Strömung, ungestörte Sexualfunktionen bei sozial fragwürdigen oder anrühigen Liebesverhältnissen, Impotenz beim respektierten Sexualobjekt und im anerkannten Verhältnis der Ehe. Man möchte meinen, daß für einen so beschaffenen Helden bestimmte Objekte von vornherein als Objekte des Begehrens ausfallen müssen. Denn Freud zufolge haben die möglichen Sexualobjekte die Bedingung der „Erniedrigung“ zu erfüllen, damit die Sinnlichkeit sich nicht mit störender Zärtlichkeit zu vermengen droht.³⁶

Demnach müßte die respektierte Dame, die der Held geheiratet hat, für ihn sexuell unmöglich bleiben. Nur die von diesem Ideal abweichenden Frauen bzw. Verhältnisse, die das (der Regression entsprechende) Merkmal der Erniedrigung aufweisen, wären möglich. Was die Regression (als Abweichung von der „normalen“ Sexualität) für die Perversion ist, das ist die Erniedrigung (als Abweichung von den anerkannten Formen der Objektwahl) für die psychische Impotenz.

Allerdings hat der Held von *Casanova 70*

einen anderen Mechanismus entwickelt, der sich von dem von Freud beschriebenen in einem wichtigen Punkt unterscheidet. Was er sucht, ist nicht die Erniedrigung, sondern die Gefahr; nicht das verächtliche Verhältnis, sondern das lebensbedrohliche. Was bedeutet nun das Moment der Gefahr in diesem Zusammenhang?

Offensichtlich erfüllt die Gefahr eine ähnliche Funktion wie die Erniedrigung. Sie signalisiert dem Helden, daß er seinen Genuß gegen den Willen einer äußeren Macht verfolgt. Ist es im Fall der Erniedrigung, der anrühigen, „niedrigen“ Verhältnisse, noch relativ deutlich, daß diese Macht die Gesellschaft und die in ihr geltenden Normen sind, so scheint das im Fall der Gefahr weniger klar. Bedrohliche Löwen, rachsüchtige Sizilianer, ein Fluch und hinterhältige Ehegatten bilden ein kaum zu vereinheitlichendes Ensemble von Verkörperungen der Gefahr.

Dies deutet darauf hin, daß alle wirklichen Agenten der Bedrohung für den Helden nur als Stellvertreter einer anderen – psychischen – Instanz fungieren, auf deren Einspruch er bei seinen amourösen Vorhaben offenbar Wert legt. Anscheinend ist es für ihn wichtig, die Gewißheit zu haben, daß irgendein unbestimmt bleibender Anderer es nicht will, daß er genießt. Die Gefahr gibt ihm diese Garantie: Solange Gefahr droht, ist der Andere nicht einverstanden. Dieses Begehren nach dem Einspruch des Anderen bezeichnet das Grundmuster der Einstellung von Neurotikern: Sie weigern sich, dann zu genießen, wenn sie glauben, daß ein unbestimmter Anderer es von ihnen möchte. Sie tun alles, um dem Anderen – einer psychischen Instanz, Erbe früherer sozialer Autoritäten wie Eltern, Erzieher und dergleichen – keinen derartigen Triumph zu ermöglichen.³⁷

Offensichtlich muß dieselbe Struktur auch

für die Perversion (sowie für deren gemilderte Variante, die psychische Impotenz) in Betracht gezogen werden. Ein bezeichnendes Indiz hierfür ist in *Casanova 70* die Szene, in der die junge Gattin den Helden auffordert, nachts auf ihr Zimmer im Schloß zu kommen, und hinzufügt, er könne hinsichtlich der Gefahr eines Aufruhrs im Schloß unbesorgt sein, denn die ebenfalls im Haus weilende Mama sei unterrichtet. „Die Mama ist unterrichtet?“ fragt Mastroianni – ihn packt das Entsetzen und er seinen Koffer für die Flucht. Wenn ohne Gefahr auch keine Liebe möglich ist, so ist diese Bedingung doch weniger aussichtslos als die der Erniedrigung. Hätte die Erniedrigung nämlich unweigerlich eine Abweichung in der Objektwahl gefordert, so bildet die Gefahr eine raffiniertere Problemstellung, die auch ein „1:1“ erlaubt. Die Gefahr stellt eine Schwelle dar, die es erlaubt, auch das untersagte Objekt anzusteuern, solange dieses falsche Objekt nur in die richtige Position verschoben ist. Auch die anerkannte und respektable Ehegattin wird dem listigen Casanova zugänglich, solange sie nur mit dem – den Einspruch des Anderen verkörpernden – negativen Vorzeichen der Gefahr versehen werden kann. In der letzten Szene des Films ruft die Gattin, im Ehebett liegend, nach dem Helden, während dieser soeben dabei ist, sich seinen Weg zu ihr von draußen über den Fenstersims des Hochhauses zu bahnen. Dieser gefährliche Ort bildet für ihn jene Schwelle, die ihm die Verschiebung des Objekts in die günstige, begehrenswerte Position ermöglicht. In luftiger Höhe, auf einem Mauervorsprung von sehr geringer Breite balancierend, erfreut sich der Held dessen, was wir nun wohl mit Grund seine „Freiheit auf den Schwellen“ nennen könnten.

Anmerkungen

1 Siehe dazu Arnold VanGennep: *Übergangsriten* [Les rites de passage]. Frankfurt am Main–New York, Campus / Paris, Edition de la Maison des Sciences de l'Homme 1986, und Winfried Menninghaus: *Schwelkenkunde. Walter Benjamins Passage des Mythos*. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1986.

2 H. E. Weidinger: *Schwellen*. In: Stahlbetonschwelkenwerk Linz, Wege in die Zukunft. Linz 1997, S. 2; sowie in diesem Buch, S. 207.

3 Siehe Roland Barthes: *Das Reich der Zeichen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1981, S. 124.

4 Siehe dazu Gaston Bachelard: *Die Philosophie des Nein. Versuch einer Philosophie des neuen wissenschaftlichen Geistes*. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1978, S. 73: „Das Periodensystem Mendelejews ist von einer solchen Ordnungskraft, daß der Chemiker sich das Element in seinem formalen Aspekt bereits vorstellen kann, noch ehe er es in seinen materiellen Erscheinungsformen zu fassen bekommt.“

5 Siehe Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1980, S. 39: „Denn die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache feiert.“

6 Siehe dazu Roman Jakobson. In: Roman Jakobson / Morris Halle: *Grundlagen der Sprache*. Berlin, Akademie-Verlag 1960, S. 65.

7 Darin, diesen substituierenden Charakter von Verschiebung wie Metonymie übersehen zu haben, besteht ein schwerer und folgenreicher theoretischer Fehler Jakobsons, der die metonyme Beziehung bekanntlich als syntagmatische Beziehung zweier gleichermaßen anwesender Elemente auffaßte (siehe dazu z. B. Roman Jakobson / Morris Halle: *Grundlagen der Sprache*. A. a. O. S. 65).

8 Siehe dazu Sigmund Freud: *Bemerkun-*

gen über einen Fall von Zwangsneurose. In: Derselbe, Zwang, Paranoia und Perversion. Band VII der Studienausgabe in 10 Bänden und einem Ergänzungsband. Frankfurt am Main, Fischer 1989, S. 31–103, hier S. 86, und Sigmund Freud: *Zwangsbehandlungen und Religionsübungen*. In: Derselbe, Zwang, Paranoia und Perversion. Studienausgabe, Band VII. A.a.O. S. 11–21, hier S. 16.

9 Siehe Sigmund Freud: *Zwangsbehandlungen und Religionsübungen*. In: Derselbe, Zwang, Paranoia und Perversion. Studienausgabe, Band VII. A.a.O. S. 20: „Einen eigentümlichen und entwürdigenden Charakter der Zwangsneurose sahen wir darin, daß das Zeremoniell sich an kleine Handlungen des täglichen Lebens anschließt und sich in läppi-schen Vorschriften und Einschränkungen derselben äußert. Man versteht diesen auffälligen Zug [...] erst, wenn man erfährt, daß der Mechanismus der psychischen *Verschiebung* [...] die seelischen Vorgänge der Zwangsneurose beherrscht.“ Vgl. auch Sigmund Freud: *Die Traumdeutung*. Studienausgabe, Band II. A.a.O. S. 305, und Sigmund Freud: *Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose*. In: Derselbe, Zwang, Paranoia und Perversion. Studienausgabe, Band VII. A.a.O. S. 97, und Sigmund Freud: *Totem und Tabu*. In: Derselbe, Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion. Studienausgabe, Band IX. A.a.O. S. 287–244, hier S. 322 f., sowie ebd. S. 376: „[erste Zwangs- oder Schutzhandlungen] werden unter den Bedingungen der Neurose gewöhnlich durch die Verschiebung auf irgendein Kleinstes, eine an sich höchst geringfügige Aktion entstellt.“

10 Siehe ebd.

11 Siehe Sigmund Freud: *Zwangsbehandlungen und Religionsübungen*. In: Derselbe, Zwang, Paranoia und Perversion. Studienausgabe, Band VII. A.a.O. S. 19, S. 21, und Sigmund Freud: *Totem und Tabu*. In: Derselbe, Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Reli-

gion. Studienausgabe, Band IX. A.a.O. S. 322 f. 12 Siehe Sigmund Freud: *Totem und Tabu*. In: Derselbe, Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion. Studienausgabe, Band IX. A.a.O. S. 353.

13 Siehe Sigmund Freud: *Zwangsbehandlungen und Religionsübungen*. In: Derselbe, Zwang, Paranoia und Perversion. Studienausgabe, Band VII. A.a.O. S. 19: „[...] mit Fortschritt der Krankheit nähern sich die ursprünglich eher die Abwehr besorgenden Handlungen immer mehr den verpönten Aktionen an, durch welche sich der Trieb in der Kindheit äußern durfte.“ Vgl. Sigmund Freud: *Totem und Tabu*. In: Derselbe, Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion. Studienausgabe, Band IX. A.a.O. S. 376: „Die Entwicklungsgeschichte der Zwangshandlungen kann man [...] beschreiben, indem man hervorhebt, wie sie, vom Sexuellen möglichst weit entfernt, als Zauber gegen böse Wünsche beginnen, um als Ersatz für verbotenes Tun, das sie möglichst getreu nachahmen, zu enden.“

14 Siehe Sigmund Freud: *Zwangsbehandlungen und Religionsübungen*. In: Derselbe, Zwang, Paranoia und Perversion. Studienausgabe, Band VII. A.a.O. S. 21.

15 An diesem Beispiel läßt sich vielleicht Lacans hegelianisierende Bemerkung verstehen, wonach das Symbol sich als „Mord der Sache“ darstelle (Jacques Lacan: *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse* [1953]. In: Derselbe, Schriften. Band I, 3. Auflage, Weinheim, Berlin 1991, S. 71–170, hier S. 166): Dieser „Mord“ besteht in der Ablösung der Plätze von den Sachen, welche bewirkt, daß sogar eine Sache nicht mehr als sie selbst genommen wird.

16 Siehe Sigmund Freud: *Die Verneinung*. In: Derselbe, Psychologie des Unbewußten. Studienausgabe, Band III. A.a.O. S. 371–378.

17 Siehe Sigmund Freud: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*. In: Derselbe, Psychologische Schriften. Studienausgabe,

Band IV. A.a.O. S. 9–219, hier S. 79; das klarste Beispiel für die Technik eines solchen „Lügens mit der Wahrheit“ bildet wohl der von Freud untersuchte „skeptische“ Witz: „Zwei Juden treffen sich im Eisenbahnwagen einer galizischen Station. ‚Wohin fährst du?‘ fragt der eine. ‚Nach Krakau‘, ist die Antwort. ‚Sieh’ her, was du für ein Lügner bist‘, braust der andere auf. ‚Wenn du sagst, du fährst nach Krakau, willst du doch, daß ich glauben soll, du fährst nach Lemberg. Nun weiß ich aber, daß du wirklich fährst nach Krakau. Also warum lügst du?‘“ (Ebd. S. 109 f.).

18 Siehe Sigmund Freud: *Die Traumdeutung*. Studienausgabe, Band II. A.a.O. S. 470.

19 Siehe Sigmund Freud: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*. In: Derselbe, Psychologische Schriften. Studienausgabe, Band IV. A.a.O. S. 79.

20 Ebd. S. 200.

21 Siehe dazu Immanuel Kant: *Kritik der praktischen Vernunft*. In: Derselbe, Kritik der praktischen Vernunft. Werkausgabe, Band VII. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1974, S. 103–302, hier A 233 f.

22 Daraus erklärt sich die von Jacques Lacan betonte Möglichkeit, daß der Pflichtgedanke auch – wie Sade vorgeführt hatte – böses Handeln begleiten kann. Siehe dazu Jacques Lacan: *Kant mit Sade*. In: Derselbe, Schriften. Band II. 3. Auflage. Weinheim–Berlin, Quadriga 1991, S. 133–164.

23 Sigmund Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. In: Derselbe, Sexualeben. Studienausgabe, Band V. A.a.O. S. 37–146, hier S. 74, und Sigmund Freud: *Die ‚kulturelle‘ Sexualmoral und die moderne Nervosität*. In: Derselbe, Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion. Studienausgabe, Band IX. A.a.O. S. 9–32, hier S. 21.

24 Sigmund Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. In: Derselbe, Sexualeben. Studienausgabe, Band V. A.a.O. S. 142 (Zusatz von 1915).

25 Ebd. S. 71 und passim.

26 D. A. F. de Sade: *Die hundertzwanzig Tage von Sodom oder Die Schule der Ausschweifung*. Dortmund, Die bibliophilen Taschenbücher 1979, Teil I, S. 72.

27 Daraus erklärt sich die hellsichtige Kant-Kritik Lacans: Weil nicht allein die lustlose Kant'sche Pflicht, sondern auch die lustvolle Sade'sche Perversion eine aus der Addition hervorgegangene gesteigerte Kraft besitzt, kann auch die letztere sich gegen jede Drohung mit der Todesstrafe behaupten. Auch die Perversion ist darum keine einfache, schwache „Neigung“. So kann sie die Kant'sche „Galgenprobe“ bestehen. Siehe Lacan: *Kant mit Sade*. In: Derselbe, Schriften. Band II. 3. Auflage. A.a.O. S. 152 ff.

28 Johan Huizinga: *Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*. Reinbek, Rowohlt 1956, S. 49.

29 Das könnte auch der Grund sein, weshalb gerade die ständig ihre Form reflektierende und mit dieser Reflexion auf die Form spielende Literatur des 18. Jahrhunderts (siehe z.B. Laurence Sternes Roman *Tristram Shandy*) sich besser für die Abhandlung libertiner oder perverser Inhalte eignete als die realistische Literatur des 19. Jahrhunderts.

30 Siehe Johan Huizinga: *Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*. A.a.O. S. 15, S. 29, S. 136.

31 Slavoj Žižek: *Der Hitchcocksche Schnitt: Pornographie, Nostalgie, Montage*. In: Derselbe (Hrsg.), *Ein Triumph des Blicks über das Auge. Psychoanalyse bei Alfred Hitchcock*. Wien, Turia & Kant 1992, S. 50.

32 Siehe Laura Mulvey: *Visuelle Lust und narrative Kino*. In: Nabakowski / Sander / Gorsen (Hrsg.), *Frauen in der Kunst*. Band I. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1980, S. 30–47, hier S. 38 ff.

33 Siehe dazu Jacques Lacan: *Kant mit Sade*. In: Derselbe, Schriften. Band II. 3. Auflage. A.a.O. S. 159, S. 163. Auch dies ist übri-

gens ein Zug, der durch den Begriff der Regression nicht erklärbar scheint. Wer regrediert, hat eben bloß keine Lust auf genitale Sexualität. Wer pervers ist, dem ist sie hingegen verboten.

34 Von daher rührt auch die eigentümliche „Intertextualität“ der Pornographie – jenes oft sehr raffinierte Spiel mit parodistischen oder auch anderen Bezugnahmen auf andere Texte, wie es etwa an Guillaume Apollinaires *Elf-tausend Ruten* oder an Pierre Klossowskis *Gesetzen der Gastfreundschaft* beispielhaft beobachtet werden kann. Susan Sontag hat diesbezüglich mit Recht betont, daß es keine (die Pornographie bloß parodierende) „Metapornographie“ gibt: „Die Parodie zählt sogar zu den geläufigsten Formen pornographischen Schreibens.“ (Susan Sontag: *Die pornographische Phantasie*. In: Derselbe, *Geist als Leidenschaft. Ausgewählte Essays zur modernen Kunst und Kultur*. Leipzig–Weimar, Kiepenheuer 1990 [1967], S. 17–155, hier S. 134.)

35 Sigmund Freud: *Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens II, Über die allgemeine Erniedrigung des Liebeslebens*. In: Derselbe, *Sexualleben*. Studienausgabe. Band V. A.a.O. S. 197–209.

36 Siehe ebd. S. 202.

37 Siehe dazu Bruce Fink: *A Clinical Introduction to Lacanian Psychoanalysis. Theory and Technique*. Cambridge, Massachusetts/London, England, Harvard University Press 1997, S. 69: „Every neurosis entails such a resentful stance towards the Other's satisfaction.“ – In dieser allgemeinen Regel hätten wir eine von Freuds ödipaler Erklärung abweichende Formel für das Auseinandertreten von „zärtlicher“ und „sinnlicher“ Strömung gefunden: Diese Spaltung tritt dann auf, wenn der Zustimmung des Anderen ausgewichen werden muß. (Dies hat folglich keine der ödipalen, sondern wohl eher eine der analen Phase geschuldete Ursache.)

Auch in nicht neurotisch erscheinenden Zu-

sammenhängen spielt dieses Moment der Freiheit von der Zustimmung eines Anderen oft eine bedeutende Rolle – etwa in der Ästhetik. Es ist der Grund, weshalb ein und dasselbe Objekt gefällt, solange es als nichtkünstlerisches betrachtet wird, und zu gefallen aufhört, sobald sich herausstellt, daß es ein Kunstwerk ist. Daher auch der von Kant festgestellte Unterschied zwischen dem Gefallen am Gesang der Vögel und dem mangelnden Gefallen an dessen genauer menschlicher Nachahmung (Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft*. In: Derselbe, *Kritik der Urteilskraft*. Werkausgabe, Band X. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1977, S. A 72). Aus demselben Grund haben wir einmal geschrieben: „Stahlbetonschwellen sind schön, weil sie niemandem gefallen müssen.“ (Robert Pfaller: *Schwellen*. In: Jahresbroschüre Experimentelle Visuelle Gestaltung 1993/94. Linz 1994, S. 29 f., hier S. 29.)

Weitere Literatur

Brecht, Bertold: *Über Politik auf dem Theater*. Hrsg. von W. Hecht. Frankfurt am Main, Suhrkamp 1971.

Freud, Sigmund: *Zur Einführung des Narzißmus* (1914). In: Derselbe, *Psychologie des Unbewußten*. Studienausgabe, Band III. Frankfurt am Main, Fischer 1989, S. 37–68.

Derselbe: *Fetischismus* (1927). In: Derselbe, *Psychologie des Unbewußten*. Studienausgabe, Band III. A.a.O. S. 379–388.

Derselbe: *Die Ichspaltung im Abwehrvorgang* (1940) In: Derselbe, *Psychologie des Unbewußten*. Studienausgabe, Band III. A.a.O. S. 388–394.

Lacan, Jacques: *Das Seminar (1959–1960)*. Buch VII – Die Ethik der Psychoanalyse. Weinheim–Berlin, Quadrige, 1966.

Spinoza, Benedictus de : *Die Ethik*. Stuttgart, Reclam 1990.